

2/1972 • 1,- M

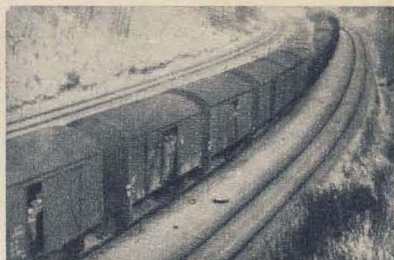
MAGAZIN DES SOLDATEN

ARMEE

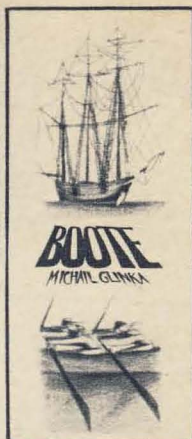
Rundschau



82



8



52



72



INHALT

38



28



48

Mord



24



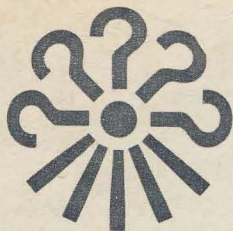
16

- 1 Pioniertaucher der NVA
- 4 Begegnung am Feuer
- 6 Die botanische Panzerkompanie
- 8 Hab' mein Wage vollgelade . . .
- 16 Das unsichtbare A
- 22 Anekdoten
- 24 Mord im 21. Jahrhundert
- 28 Interview mit 102
- 33 10 Tage, die ein Regiment erschüttern
- 38 Erinnerungen einer Idee
- 44 Postsack
- 48 Wenn du nicht da bist
- 52 Boote
- 58 General Walter
- 64 Generalanzeiger
- 68 Militärtechnische Umschau
- 72 Und wo sind die Frauen?
- 78 Typenblätter
- 80 AR-International
- 82 Hart, härter, Härtest
- 89 Polnische historische Uniformen
- 96 Carnaval de Cuba

22



*Jetzt kann man ohne Paß
und Visum nach Polen und
in die ČSSR reisen. Gilt
das auch für uns?
Wir haben doch keinen
Personalausweis!
Matrose Gerd Mettwisch*



*Fünf Minuten nach dem
Wecken geht's zum Frühsport.
Ist dieser plötzliche
Übergang von Ruhe
zu hoher Belastung
nicht schädlich?
Soldat Harald Fenger*

Dafür haben (oder kriegen) Sie den Wehrdienstausweis. Er gilt als gleichwertige Legitimation und – zusammen mit einem entsprechenden Urlaubsschein – auch für den Grenzübergang.

Sie ersehen daraus, daß die von den Partei- und Staatsführungen der DDR, Volkspolens und der ČSSR getroffenen Reiseerleichterungen keinen Bogen um die NVA-Angehörigen machen. Zum einen, weil gerade auch viele von ihnen gute Freunde in unseren sozialistischen Nachbarländern haben. Waffenbrüder, mit denen sie im Manöver waren und die sie nun gern einmal besuchen möchten. Zum anderen, weil insbesondere die Jugend das Bedürfnis hat, sich umzuschauen in unserer der Zukunft zugewandten Welt, in Freundschaftsland zu wandern und zu reisen und ihre gleichfalls im Sozialismus lebenden Altersgefährten kennenzulernen. Das ist auch insofern bedeutsam, als man das, was man aus eigenem Erleben kennen und lieben und als kollektive Errungenschaft des Sozialismus schätzen gelernt hat, besser und bewußter zu verteidigen bereit ist.

Nun versteht es sich gewiß von selbst, daß auch ein Urlaubsschein nach Warschau oder Prag erst vom Kommandeur des Truppenteils unterschrieben werden kann, wenn die Gefechtsbereitschaft gesichert ist. Offene Grenzen zu unseren sozialistischen Nachbarn setzen geschlossene Grenzen zum Imperialismus voraus; engeres Zusammenrücken mit unseren Freunden und Klassenbrüdern erfordert klares Abrücken von unseren Feinden und Klassengegnern. Deshalb bleiben Wachsamkeit und hohe Gefechtsbereitschaft oberstes Gebot.

Aus eben diesem Grund kann es den im Grundwehrdienst stehenden Soldaten und Matrosen nur in Ausnahmefällen – lies: bei ausgezeichneten Ausbildungsergebnissen – gestattet werden, während ihres planmäßigenurlaubes nach Polen oder in die ČSSR zu reisen. Ohne Zweifel bieten sich dafür, auch hinsichtlich der zeitlichen Ausdehnung, vor und nach der Armeezeit günstigere Möglichkeiten. Deswegen sollte sich jeder insbesondere darauf orientieren. Sollten Sie, Genosse Mettwisch, dennoch das (durch verdiente Leistungen erworbene) Glück haben, in eines unserer sozialistischen Nachbarländer zu fahren, so wünsche ich Ihnen schon jetzt gute Reise. Ich bin überzeugt, Sie werden unsere Republik durch Ihr höfliches und diszipliniertes Auftreten jederzeit würdig vertreten.

Auf jeden Fall ist er ungewohnt.

Denn wer schon (wenn er überhaupt etwas von Morgengymnastik hielt) ist zu Hause beim ersten Weckerklingeln eilfertig aus dem Bett gehüpft, um gleich darauf ein Dutzend Liegestütze zu machen, sich an Reck, Barren oder Rundgewichten zu schaffen und hinterher vielleicht noch so zwei- bis dreitausend Meter zu laufen? In eben dieser Preislage aber präsentiert sich dem Soldaten der Frühsport bei der Armee – egal, ob das Thermometer nun 20 Grad plus oder minus anzeigt. Auch bei Schnee und Eis frühsportet man nicht etwa im Traum, sondern ganz real.

Der Soldat muß sich harten Realitäten stellen. Für ihn heißt es, so trainiert zu sein, daß er jederzeit auch aus der Ruhe heraus zu aktiven, mit enormen Anspannungen an Geist und Körper verbundenen militärischen Handlungen übergehen kann. Bei Alarm ist es eben nicht möglich, sich erst in aller Seelenruhe den Schlaf aus den Augen zu reiben. Da muß jeder schnell voll da sein. Jede Minute Zeitverlust gibt dem gegnerischen Soldaten zum Beispiel einen Vorsprung von 10 gezielten (und möglicherweise tödlichen) Einzelschüssen aus der MPi. Also kommt es darauf an, schneller und besser zu sein und jeden Tag den Übergang von Ruhe zu hoher Belastung zu üben, auf daß das bisher Ungewohnte zur Gewohnheit wird. Genau das ist erster Sinn und Zweck des Frühsports. Zudem dient er der Entwicklung des Leistungsvermögens und der Abhärtung.

Aus alledem ergibt sich sein Nutzen: Er hilft dem Soldaten, seine Kampfaufgabe zu erfüllen, sich gesund zu halten und den wechselvollen Anforderungen des militärischen Dienstes gerecht zu werden. Mit einer Intensität, die etwa 70% des maximalen Leistungsvermögens entspricht, belastet er den einzelnen in durchaus vertretbarem, keineswegs schädlichem Maße. Schließlich sind ja junge Männer von 19, 20 oder 24, 25 Jahren keine Tattergeise, sondern Leute, denen man schon einiges zumuten kann – zum Nutzen des einzelnen und der Kampfkraft unserer Armee.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur





Waldarbeiter haben ein Feuer angezündet. Bei klirrendem Frost im verschneiten Wald. Wo sie mit Pferdegespannen Holz heranschleppen, verladen und abfahren. Da stapfen zwei Soldaten heran. Grenzsoldaten. Stundenlang haben sie an der nahen Staatsgrenze auf Beobachtungsposten gelegen, nun sind sie abgelöst und wollen zur Kompanie zurückgehen. Ein „Guten Tag!“ Ein Scherzwort. Man winkt sich zu. Die Waldarbeiter unterbrechen ihre harte Arbeit. Eine Verschnaufpause hat sich jeder verdient. Die im Lederschurz und die im weißen Tarnanzug. Gemeinsam strecken sie die klammen Hände den knisternden Flammen entgegen. Die Wärme tut gut. Sie kriecht unter die Kleidung, dringt bis in den kleinen Zeh. Wo sich Menschen am Feuer zusammenfinden, haben sie sich etwas zu sagen. Das ist so, solange die Menschheit existiert. Feuer bedeutet

Wärme, Licht und Freude, bedeutet Leben. Aus ihm schöpft der Mensch neue Energie. Die Kraft des Feuers lockert die Gedanken der Männer, löst ihre Zungen, öffnet ihre Herzen. Ein zwangloses Gespräch kommt in Gang. Über das rauhe Winterwetter. Über Holzschleppen und Postenstehen. Auch ein paar neue Witze machen die Runde. Und dann kommen sie auch auf die nahe Grenze zu sprechen. Es ist nichts los gewesen, sagen die Männer mit der Maschinenpistole. Die Männer mit der Axt hören es mit Befriedigung. Jeder will sie gut behütet wissen. Deshalb sind ihre Interessen miteinander verschmolzen. Das ist klar. Darüber machen sie keine großen Worte. Aufbruch. Die Pflicht ruft. Die Männer verlassen das Feuer. Ein Scherz zum Abschied. Und Winken. Mit frischem Elan gehen sie jeder wieder an ihr Tagwerk.

R. Dressel

Die botanische Panzerkompanie

Seine Zirkel waren divisionsbekannt, sogar der General soll sie gelobt haben. Ein „Raustreten zur freiwilligen Freizeit-Massenarbeit!“ war hier unbekannt.

Nun saß ich dem Kompaniechef gegenüber und wollte wissen, wie er das nur zustande brachte. Statt zu antworten, fragte er mich jedoch:

„Sammeln Sie Briefmarken?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Komische Frage: Keine Zeit. Ich habe einfach keine Zeit dafür!“

Er grinste. „Schon falsch. Für sein Hobby hat man immer Zeit. Beruhigen Sie sich, vor einem Jahr wußte ich das auch noch nicht. Haben Sie als Junge nie Briefmarken gesammelt?“

„Natürlich habe ich als Junge gesammelt“, antwortete ich. Daraufhin erkundigte er sich, wie ich begonnen hatte. — „Gott, wie war das nur? Richtig:

In unserer Klasse sammelten alle, und einer — ein Experte für Altdeutschland — hatte eine Riesensammlung: ein Traum für uns alle. In jeder Pause tauschten wir, wälzten Kataloge, schwangen Zähnungsschlüssel und Wasserzeichensucher, Pinzette und Lupe. Nach der Schulzeit war dann Schluß damit. Aber. . .“

„Sekunde noch: Haben Sie schon einmal Pflanzen für ein Herbarium gesammelt?“

„Na, hören Sie mal. . .“

„Das sagen Sie! Ich aber war bis vorigen Herbst noch ein leidenschaftlicher Herbarienfreund!“ Er blickte etwas wehmütig drein.

Jetzt sah ich auch den Herbarbogen an der Wand, gerahmt und unter Glas, eine Sumpfdotterblume mit auffallend leuchtender, gelber Blüte. Ich hätte nicht so schroff sein sollen, als er mich fragte, ob ich je Pflanzen gesammelt habe. Wenn ich meinen Zirkelartikel noch über die Bühne bringen wollte, durfte ich mich jetzt nicht länger ausfragen lassen. So erkundigte ich mich,

ob die Zirkel nicht geholfen hätten beim Wettbewerbssieg, was er bejahte. „Und wie baut man wirklich arbeitsfähige Zirkel auf?“

„Das kann man eben mit zwei Wörtern nicht erklären!“

„Also dann mit dreien.“

Der Kompaniechef begann:

„Es war im vorigen Sommer. In der Freizeit schrieben die Unteroffiziere Konspekte, weil ich ihnen dafür keine Zeit während des Dienstes gab, und die Soldaten Briefe, weil sie sich nach dem eigenen Herd sehnten. Manche spielten Skat, einige ‚Mensch-ärgere-dich-nicht‘ und noch andere mit dem Gedanken, den Bierkonsum in der Klubgaststätte erhöhen zu helfen.

Mir gefiel das nicht, und meinen Vorgesetzten auch nicht. Alles sprach von sinnvoller Freizeitgestaltung, von Qualifizierung, von technischen Zirkeln, vom Bitterfelder Weg und anderen steilen Pfaden. Zudem erwartete ich in Kürze neue Soldaten, und die sollten die Gammelei von fünf bis zehn erst gar nicht kennenlernen. Ich wollte fünf Zirkel bilden, dazu einen Chor und ein Kabarett, um die Bedürfnisse aller Soldaten zu befriedigen. Den Schießzirkel zum Beispiel sollte ein guter Kommandant leiten. Er würde mit seinen Leuten in die Schießklasse gehen und alles Nötige durchnehmen, um die nächsten Schießen mit Glanz zu bestehen. . . Als die Neuen kamen, brauchten wir diese nur noch zu befragen, was sie nach Dienstschluß gern tun wollten, ihre Namen in die Zirkellisten zu setzen und mit der sinnvollen Freizeitarbeit zu beginnen. Die Zirkel waren damals meine liebsten Gedankenkinder. In der ersten Woche waren sie gut besucht, in der zweiten konnten sie es nicht sein — da hatten wir Wache —, in der dritten fielen sie aus, weil die eine Hälfte der Kompanie zum Kartoffelschälen mußte und die andere Hälfte in den Park, die Waschrampe zu säubern. Es kann auch sein, unsere Genossen waren zum Arbeitseinsatz oder

lasen im Außenrevier Papier auf, nachdem der Stabschef Unordnung festgestellt hatte. Der vierte Zirkelabend – eigentlich der zweite – war der letzte, der nicht wegen mangelnden Besuchs ausfiel. Inzwischen hatte nämlich Soldat Grünstengel – aber den kennen Sie noch nicht. . . , Soldat Grünstengel war einer von den Neuen, ein intelligenter Bursche mit einer Igelfrisur. Sie brachte ihm übrigens seinen Spitznamen ein. Nach der Armeezeit wollte er studieren und später Botaniker werden. Er hatte sich von zu Hause Zeichenkarton, Hartfaserplatten, Schnur DDT-Pulver und ein Bestimmungsbuch mitgebracht, um in seiner Freizeit Pflanzen zu pressen und sie dann in sein Herbarium einzugliedern. Unser Mäcki behauptete, er habe schon tausend Bogen zu Hause, aber das sei ein Tropfen auf dem heißen Stein. Im Herbarium des Botanischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Leningrad befänden sich über sechs Millionen Bogen mit präparierten Pflanzen. Da müsse er noch eine Weile sammeln. Wir registrierten das alles, und leichtfertigerweise ließen wir ihn gewähren. In der Ausbildung gehörte er zu den Besten; ohne Debatte ließ er sich für unseren Chor gewinnen, als einer der ersten verpflichtete er sich, das Sportabzeichen zu erwerben. Wir hatten keinen Grund, diesem Sonderling seine Sammelei zu verwehren. Grünstengel indessen hielt sich nicht lange mit der Vorrede auf und begann bald nach dem ersten Zirkelabend mit seinem Werk. In der Freizeit zog er mit Notizbuch, Sammelmappe und Plastbeutel in den hinteren, bewaldeten Teil der Dienststelle und trug verschiedene Pflanzen zusammen. Manche brachte er mit Wurzeln an. Die säuberte er gründlich im Waschraum und ließ sie dann trocknen. Vom Schreiber besorgte er sich Zeitungspapier. Die Genossen seiner Stube schauten mit offenem Mund zu, wie geschickt er die Pflanzen nun auf die linke Seite einer aufgeschlagenen Zeitung ausbreitete, wie er hohle Stellen mit Papier auspolsterte, einen Zettel beilegte, der über den Pflanzennamen – in Deutsch und Lateinisch –, über den Fundort, Begleitpflanzen und anderes mehr Auskunft gab, und schließlich alles mit der frei gebliebenen Zeitungsseite überdeckte. Darauf kamen einige Lagen Papier, wieder eine präparierte Pflanze und so fort, bis ein Stapel von rund zwei Handbreit Dicke entstanden war. Den versah Grünstengel oben wie unten mit je einer Hartfaserplatte, schnürte ihn fest zusammen und legte ihn auf den Boden seines Spinds. Grünstengel erklärte: „Morgen früh wechse ich die Zwischenlagen aus. Das wiederhole ich dann jeden Tag, bis die Pflanzen trocken sind. Zwischendurch schnüre ich das Paket immer wieder nach, damit der nötige Druck zum Pressen erhalten bleibt.“ Die Ladeschützen fanden das umständlich. „Da wirst

du noch eine Zeitlang schnüren müssen, um auf sechs Millionen zu kommen!“

Als die ersten Exemplare trocken waren, fiel gerade unser zweiter Zirkelabend aus. Mäcki befestigte sie auf blendend weißem Zeichenkarton und entlockte seinen Genossen damit etliche bewundernde Ahs und Ohs. Einige Richtschützen meinten: „Gar nicht so übel. Könnte man sich direkt einrahmen!“

Nur Unteroffizier Grimmig, ein Fahrer, war anderer Meinung. „Zehn oder zwanzig Blatt in der Woche – das ist lächerlich! Na ja, Oberschüler, hat noch nichts mit Großproduktion zu tun gehabt.“

„Irrtum“, widersprach Mäcki, „mit dem Abi habe ich meinen Facharbeiterbrief als Dreher gemacht, und ich weiß selbst, daß meine Sammeltechnik noch aus dem Mittelalter stammt. Aber in der knappen Freizeit kann man wöchentlich gar nicht mehr als zwanzig Pflanzen präparieren.“

„Ja, wenn sich einer alleine damit abquält!“ gab Grimmig vieldeutig zu.

„Richtig“, sagten die anderen. „Wir machen mit. In vierzehn Tagen fahren wir zum Schießen, dann kann es schon losgehen.“

Es ging los. Aus Abfallbrettern bauten sie fünf, sechs Pressen. Durch die Brettenden führten sie überlange Schraubenbolzen, drehten Flügelmuttern drauf und sparten damit die ewige Schnürerei. Sie bastelten Sammelmappen, besorgten sich Plastbeutel und Altpapier und überzeugten den Hauptfeldwebel, daß er den ganzen Kram in seinem „LO“ mit auf den Schießplatz nahm. Er sollte dafür auch ein besonders schönes Stück bekommen. Gerahmt! Können Sie sich vorstellen, wie eine ganze Kompanie Pflanzen sammelt? Kaum einer machte in der Pause noch wirklich Pause. Der Zigarettenverbrauch sank beträchtlich. Wartezeiten waren keine Wartezeiten mehr.

Nur wenn der Morgentau noch von den Blättern troff und wenn die Mittagssonne auf die Flora brannte, unterband Grünstengel die Sammelei, zu feuchte oder zu trockene Pflanzen kann man schlecht herbarisieren. Er hielt Vorträge: über Gattungen und Familien, über einhäusige und zweihäusige Gewächse, über höhere und niedere und über geschützte Pflanzen, die niemand sammeln durfte.

Aus den Präparaten dieser einen Woche auf dem Schießplatz produzierten wir über hundert Herbarbogen. Später – nachdem wir auf Großserie umgestellt hatten – schafften wir das Doppelte und Dreifache.

Ich sagte „wir“. Ja, auch ich machte bald mit und bekam Spaß an der Sache. Und ich war nicht schlechthin nur ein Mitläufer unter den plötzlich so zahlreichen Herbarienfreunden in der Kompa-

Fortsetzung auf Seite 14



Dem Mann mit der roten Mütze, Kollegen Ott, entgeht nichts. Transportleiter Oberleutnant Weigand muß für die einwandfreie Verladung geradestehen.



Hab mein Wage vollgelade...

*... voll mit jungen Soldaten,
könnte Lokführer Jürgen Ahnert das alte Volkslied
auf seine Weise auslegen und dabei auf den Eisenbahn-
zug voller Soldaten und Technik hinter sich verweisen.
Major Ernst Gebauer (Foto)
und Major Horst Spickerei (Text)
begleiteten den Gefreiten der Reserve
bei seiner Fahrt mit einem Militärtransport.*

Eisenbahnfahren ist den Soldaten nicht fremd. Jedes Wochenende ist die Bahn ihr gefragtestes Verkehrsmittel – sofern sie einen Urlaubsschein ihr eigen nennen können. Eine andere Art der Bahnbenutzung spielt keine geringere Rolle: Transport militärischer Einheiten mit Waffen und Technik. Gebügelte Hosen und Urlaubsschein sind dazu nicht gefragt, wohl aber das Sturmgepäck und ein Verladeplan. Während bei einer Urlaubsfahrt das Reiseziel bestens bekannt ist, wissen die meisten Genossen bei einem Militärtransport nicht, wo sie am Ende aussteigen werden. Ein geübter Soldat kann sich mitunter in Minutenschnelle zum Urlaub fertigputzen; die Transporte mit vielen Menschen und umfangreicher Technik müssen länger vorbereitet werden. . . Mitte Januar sollen Artillerieeinheiten des Truppenteils Böttcher ins Winterlager verlegen. Vierzehn Tage vorher schon wird Batteriechef Oberleutnant Wei-

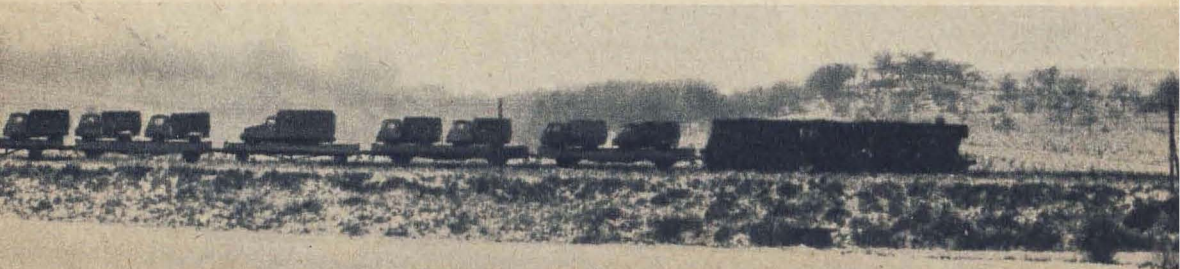
gand als Transportleiter befohlen. Im Stab erhält er Angaben über die mitfahrenden Einheiten sowie Ort und Zeit des Verladens. Der junge Offizier beginnt eilig zu rechnen. Wieviele Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere? Wieviel Geschütze, Granatwerfer, Munition, Feldküchen, Zugmittel, Werkstattwagen und andere Fahrzeuge? Welche Abmessungen hat die Technik? Welche Ladefläche nimmt sie ein? Dazu muß er die Waggontypen kennen, deren Fachbezeichnungen, Maße, Gewichtsnormen, die Zuglast und Zuglänge sowie die zulässigen Verlade- und Entladezeiten. Mit den Ergebnissen seiner Berechnungen fährt Oberleutnant Weigand zur Transportabteilung bei der Reichsbahndirektion, um sie zu präzisieren. Im Truppenteil werden Tage später die Dienste (OvD, Wachhabende, Verlade- und Entladeoffizier, Wagenälteste) für den Transport eingewiesen und alle Genossen belehrt, Munition, Ver-

pflegung, Ausrüstung werden verteilt, Waffen und Fahrzeuge auf den Marsch vorbereitet. 07.00 Uhr.

Auf dem Güterbahnhof rückt das Verladekommando an: Leutnant Witzlaff mit seinen Männern vom Granatwerferzug. Der Name des Kommandos irritiert; keinesfalls können diese Genossen allein alles verladen, dafür sind die Einheiten selber zuständig. Sie jedoch legen letzte Hand an, damit alles reibungslos ablaufen kann. Sie klappen die Stirnbordwände auf den Runnenwagen herunter, schaffen freie Bahn für die Auffahrt, überprüfen die Kupplungen der Güterwagen.

„Alles klar!“, meldet Leutnant Witzlaff. „Vorwärts!“

An der Kopframpe setzt sich die Kolonne in Bewegung. Die Fahrzeuge werden auf die Plattformwagen eingewiesen. Lautes Hämmern erfüllt die Luft. Kanoniere und Kraftfahrer stopfen Metallkeile unter die Räder der Fahrzeuge; den Granatwerfern





und Geschützen geben Holzkeile Halt. Zusätzlich werden Waffen und Fahrzeuge nach allen Seiten verdrahtet. Die Soldaten arbeiten flink. Nach zwanzig Minuten klappen sie die letzte Bordwand hoch.

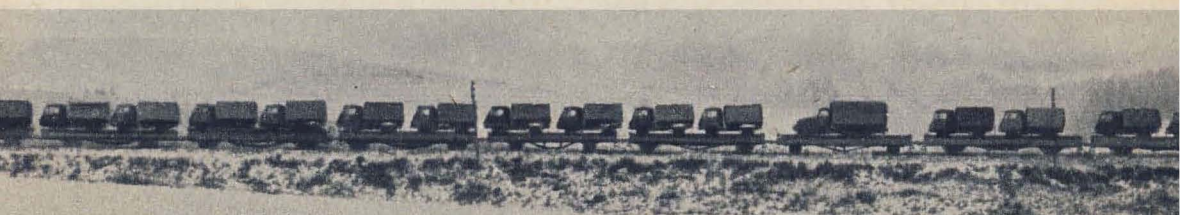
10.00 Uhr.

Kollege Ott von der Bahnaufsicht, Rangierleiter Garthof und der Transportleiter gehen den Zug ab und prüfen sorgfältig Wagen für Wagen. Ist alles ordentlich befestigt? Hängt nichts über die Bordwände? Sind die Achsen gleichmäßig belastet? Können die Puffer sich nicht über- oder untereinander schieben? Sind alte Wagenzettel und Kreideaufschriften entfernt?

„Na, dann stellt mal den Zug zusammen“, beendet Kollege Ott den Rundgang. Bald ertönt von der Lok ein Achtungspfeiff. 25 Waggons gehen auf die Reise.

11.00 Uhr.

An der Schiebetür eines Wagens steht Gefreiter Helmschrodt und läßt die Winterlandschaft an sich vorbeiziehen. „Das ist vielleicht



„In dicker Nebel, nischt zu sehen“, ruft er den anderen zu und zieht sich ins Innere zurück, um Zeitung zu lesen.

Der Mannschaftswagen bietet seinen 24 Insassen keinen großen Komfort: Rechts und links je zwei übereinanderliegende Holzpritschen, in der Mitte – wie ein einsamer Posten – ein Öfchen. Tee- und Wasser-Thermophore, ein paar Kästen mit Marschverpflegung und Briketts sowie eine Laterne ergänzen die karge Einrichtung.

Von „Matratzenhorchdienst“ kann keine Rede sein, dazu fehlen die Matratzen. Als Schlafunterlage dienen nur eine Decke und der Watteanzug, als Kopfkissen das Sturmgepäck.

Das Öfchen bildet den Mittelpunkt des Wagens. Auf diesem Miniherd röstet mancher seine Brotscheiben oder erwärmt seine Fischsuppenkonserve. Gefreiter Helmschrodt wartet mit seiner Spezialität auf: Unter seinen Händen verwandelt sich eine lapidare Bockwurst in einen knusprigen Rostbrater. Oh, wie da die anderen schnuppen!

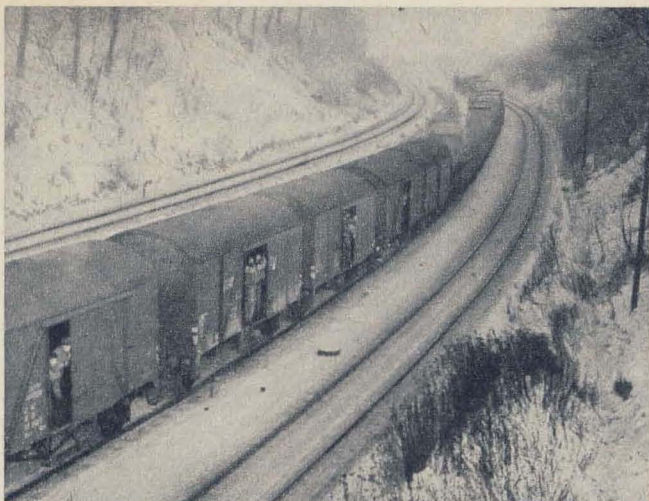
12.30 Uhr.

Erster Aufenthalt. Ein weiterer Militärtransport wird dem Zug angehängt.

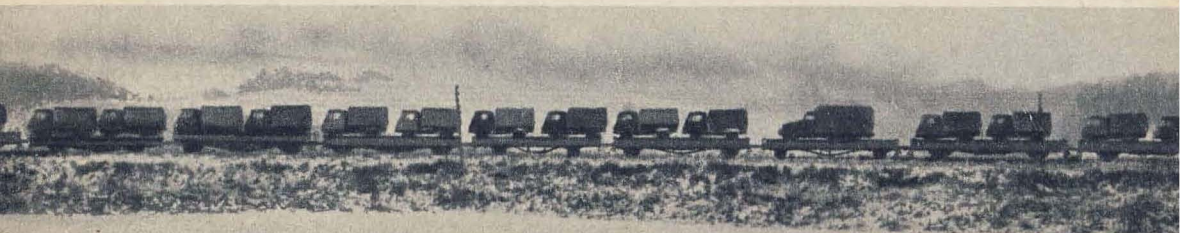
„Mensch, Möller!“ – „Grüß dich, Otto!“ Großes Hallo auf beiden Seiten: Man kennt sich von früheren Übungen.

„Wagenälteste zum Transportleiter!“

Der Ruf wandert die Kolonne entlang. Nacheinander melden sich fünf Unteroffiziere bei Oberleutnant Weigand. Sie erwarten kein Lob. Einige Soldaten vom 2. Zug meinten, sich private Marscherleichterungen genehmigen zu können; sie liefen ohne Mützen, mit aufgeknöpften Jacken oder in Pullovern auf dem Bahngelände umher. Unteroffizier Windisch, Verantwortlicher



Sorgt für den nötigen Dampf: Lokheizer Arno Grimm, Gefreiter der Reserve (links oben). – Zwar nicht niet-, aber draht- und nagelfest wird die Technik auf die Reise geschickt (links). – „Auf Wiedersehen, liebe Garnisonstadt! Bis in ein paar Wochen!“ (oben) – „Na, wie duftet mein Tee?“ Soldat Lein, der Koch, braucht sich um mangelnden Absatz nicht zu sorgen.





dieses Wagens, muß sich harte Worte anhören.

14.30 Uhr.

Im ersten Wagen hält sich Leutnant Paruschke auf, der Offizier vom Dienst. Bei ihm sitzen der Wachhabende und die Wachsoldaten. Der Offizier weist die Posten auf einige spezielle Aufgaben hin.

Die Bedingungen für die Wache sind beim Eisenbahnmarsch anders als in der Kaserne. Dort bewacht man ein bekanntes, feststehendes Objekt, hier nicht. Bei jedem Halt springen die Posten aus dem Wagen, um die Kolonne beiderseits zu sichern.

„Wir müssen unsere Ohren ganz schön spitzen und die Augen überall haben“, erzählt Gefreiter Wenzel. „Der Zug ist lang, außerdem müssen wir auf uns selber aufpassen, wenn wir uns zwischen den Schienen bewegen, auf denen der Verkehr rollt.“

Die Genossen dürfen sich weder

von ihren Kameraden noch von der fremden Umgebung ablenken lassen. Wenn der Signalpfeif der Lok ertönt, heißt das: Zurück zum Wagen und schnell aufsteigen. Und das mitunter bei steilen Böschungen und nassen Trittbrettern!

17.00 Uhr.

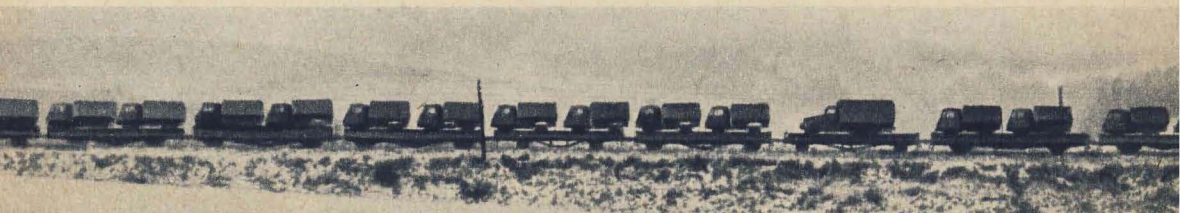
Im Waggon des dritten Zuges herrscht Skatstimmung. Doch die zunehmende Dämmerung erschwert das Spiel, da reichen auf die Dauer auch ein, zwei Kerzen nicht aus. Eine kräftige Schnitte noch, dann gehen die Kontrahenten schlafen.

Den Genossen auf den unteren Pritschen macht die kalte Zugluft, die sich durch die Ritzen

zwängt, zu schaffen. Sie werfen den Ofen mit Briketts halbvoll. Aber viel ist nicht immer gut. Nach einer Stunde nämlich kommen die „Reisenden der Oberklasse“ schwitzend und schimpfend herabgeklettert, langen schmachkend nach den Thermophoren, reißen die Tür auf und lassen sich die wohlthuende kalte Winterluft um die Nase wehen. Dauert die Frischluftdusche zu lange, murren wiederum die unteren Passagiere, verlangen, die Tür zu schließen, und legen im Ofen nach. Ja, auch Heizen verlangt Verstand und nicht nur Gefühl. . .

01.00 Uhr.

Der weitläufige Bahnhof einer Bezirksstadt ist erreicht. „Der hat ja mächtig Dampf aufgemacht“, staunen die Offiziere. Brauchte der Zug für die ersten 120 km noch sechseinhalb Stunden, so schaffte er zuletzt das Doppelte in der gleichen Zeit. Die Wartezeiten



auf den Stationen sind merklich kürzer geworden.

Ein Eisenbahner läuft den Zug entlang. „Wo ist der Transportleiter?“ Oberleutnant Weigand muß zur militärischen Transportabteilung des Bahnhofes. Der Diensthabende teilt ihm mit, daß am ursprünglichen Entladeort schon ein anderer Militärtransport steht. Deshalb wird sein Zug nach einem 12 km südlich gelegenen Bahnhof umgeleitet. 03.30 Uhr.

Das Ziel ist erreicht. Kommandos hallen über das Bahnhofsgelände: „Kraftfahrer zu den Fahrzeugen! Motoren anlassen! Alle anderen vor den Wagen antreten!“

Müde klettern die Kanoniere

heraus. Der Schnee knirscht unter ihren Stiefeln. Ein Kälteschauer läuft ihnen über den Rücken, als sie den klaren Himmel mit dem Vollmond betrachten. Doch zum Grübeln ist keine Zeit.

Zwei Kanoniere bleiben in jedem Waggon zurück. Sie reinigen die Mannschaftswagen und löschen die Glut in den Öfen. Die anderen kümmern sich um die Technik, kappen die Drahtseile und lockern die Radkeile. Langsam holpern die Fahrzeuge über die Eisenbahnwagen, bis sie die feste Straße erreichen. Ein W 50, der sich beim Transport festgekeilt hat, muß mit vereinter Kraft und viel Mühe flottgemacht werden. Auch der G-5-Werkstattwagen

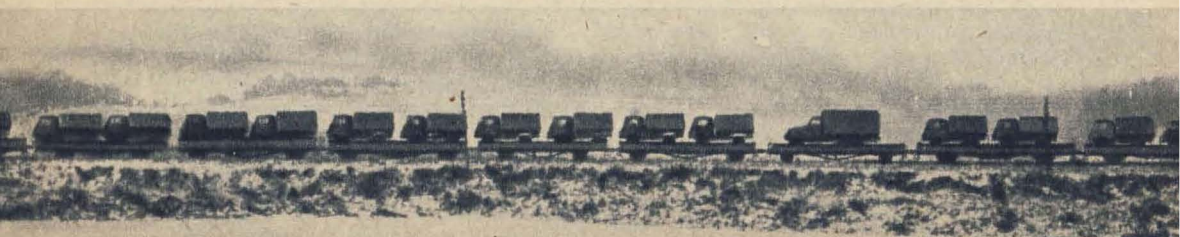
blockiert den zügigen Ablauf. Selbst Brechseisen können die Keile nicht wegreißen. „Abschleppstange her!“ Erst sie befreit ihn aus der Starre. Zu allem Überfluß springt der Motor nicht an. Das Fahrzeug wird abgeschleppt, eine komplizierte Arbeit auf dem schwankenden Zug.

„Auch das noch!“ Einige Offiziere ärgern sich über die Verzögerung. Zum Glück bleibt es nur bei diesen beiden Fällen.

Nach einer Stunde steht die Kolonne marschbereit auf der dunklen Chaussee. Bald verschwinden die letzten Schlußlichter in der Ferne. Die Artilleristen fahren ihren neuen Aufgaben entgegen.



Hohe Minusgrade und viel Schnee, so empfängt der Bestimmungsbahnhof die Artilleristen.



Die botanische Panzerkompanie

Fortsetzung von Seite 7

nie. Mir tat es beispielsweise leid, daß die schönen leuchtenden Blütenfarben beim Pressen stets ausblichen. War dagegen nichts zu machen? Grünstengel kannte zwar mehrere Verfahren, hatte aber selbst noch keines davon ausprobiert, und es sei fraglich. . . Was hieß hier fraglich! Ich regte an, drei Forschungsgruppen zu bilden, um die wichtigsten Verfahren auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen. Die erste Gruppe widmete sich dem Schnelltrocknen. Die Genossen erwärmten die papiernen Zwischeneinlagen und wechselten sie in kurzen Abständen. Später beheizten sie die Presse elektrisch. Die zweite Gruppe befaßte sich mit dem Schwefeln der Pflanzen. Dabei wurde aber das Chlorophyll angegriffen, und die Blätter färbten sich gelb. Die dritte Gruppe benutzte Wasser, Alkohol und schweflige Säure. Die Prozedur erwies sich als zu aufwendig. So einigten wir uns auf die erste Methode, und unsere herbarisierten Pflanzen leuchteten fortan in den kräftigsten Farben. *Caltha palustris* – Sumpfdotterblume – das ist die dort an der Wand, eine von den schnell getrockneten.

Was aus unseren Zirkeln geworden ist? Schon bald sträubten sich die Soldaten hinzugehen. Sie erfanden durchsichtige Ausreden, oder sie sprachen offen von verlängerter Ausbildung, von Eintönigkeit und Längerweile. Die Unteroffiziere machten auf diplomatisch. Sie versteckten sich hinter einer unerläßlichen Dienstvorbereitung, einer kollektiven Erziehungsmaßnahme oder einer dringenden Auswertung.

So starben die Zirkel langsam, aber sicher eines ruhmlosen Todes. Sie hatten es nicht besser verdient. Wir wollten eine ‚intensive Zirkelarbeit‘ aufziehen, das war das Todesurteil. Und Soldat Grünstengel – heute ist er Gefreiter – hat es vollstreckt. Er brachte es letztlich fertig, mich zum Totengräber meines Kindes, seines Opfers, zu machen. Schon bald war mir bewußt, was ich da hatte einstecken müssen. So nützlich das Herbarisieren für sich sein mag – für unsere Kompanie war es eine Katastrophe. Bedenken Sie: Ich hatte die Zirkelidee unter Schmerzen zur Welt gebracht, damit die Soldaten auch in der Freizeit an die Ausbildung dachten – jetzt dachten sie während der Ausbildung nur noch an die Freizeit. Aber mit einem Befehl oder Verbot war nichts zu machen. Wir mußten Mäcki mit seinen eigenen Waffen schlagen.

Aber welches waren seine Waffen? Er war so be-

geistert bei seiner Sache, er hielt sie für die wichtigste der Welt. Das steckt an. Er hatte ein klares Ziel bei seiner Arbeit, es sollte etwas Greifbares herauskommen. Da bekommt jeder Lust mitzumachen. Er war ein kleiner Professor auf seinem Gebiet. So einem hört man gern zu. Wer jung ist, begeistert sich leicht für eine Sache – denken Sie nur an die Briefmarken-Sammelwut in Ihrer Klasse. Wir hatten gelernt, Grünstengel sei Dank!

Unser TA hatte damals erfahren, daß hinter der Kaserne ein Schießgarten gebaut werden sollte. Wir baten darum, daß man uns ein Teil davon übertrug. Wir sollten dann eine Seilzuganlage konstruieren, mit elektronischer Steuerung. Wir hatten Dörfer, Straßen und Wälder zu basteln und sie in die Landschaft einzufügen. Bald darauf fingen der TA, ein Feldwebel und ein Soldat an zu entwerfen, zu zeichnen und zu bauen, in aller Öffentlichkeit, wohlgemerkt! Als die erste Scheibe lief, von Zeit zu Zeit verschwand, um dann nach einem genauen Programm wieder aufzutauchen, tat schon die halbe Kompanie mit. Als die endgültige Form des Polygons in Umrissen zu erkennen war, hatte bereits jeder einzelne seinen Teil zu der großen Aufgabe beigetragen. Und jeder wollte, daß der Schießgarten zweckmäßig und schön und daß er bald fertig würde. Auch Soldat Grünstengel! Wohl deshalb vergrub er sein botanisches Bestimmungsbuch in die hinterste Ecke seines Spinds.

Wir hatten gewonnen, das ist wahr. Er aber hat uns erst die siebringenden Waffen gezeigt. Wenn einer zu unserem Wettbewerbserfolg beigetragen hat – dann er! Er ist übrigens unser bester Richtschütze. . . .“

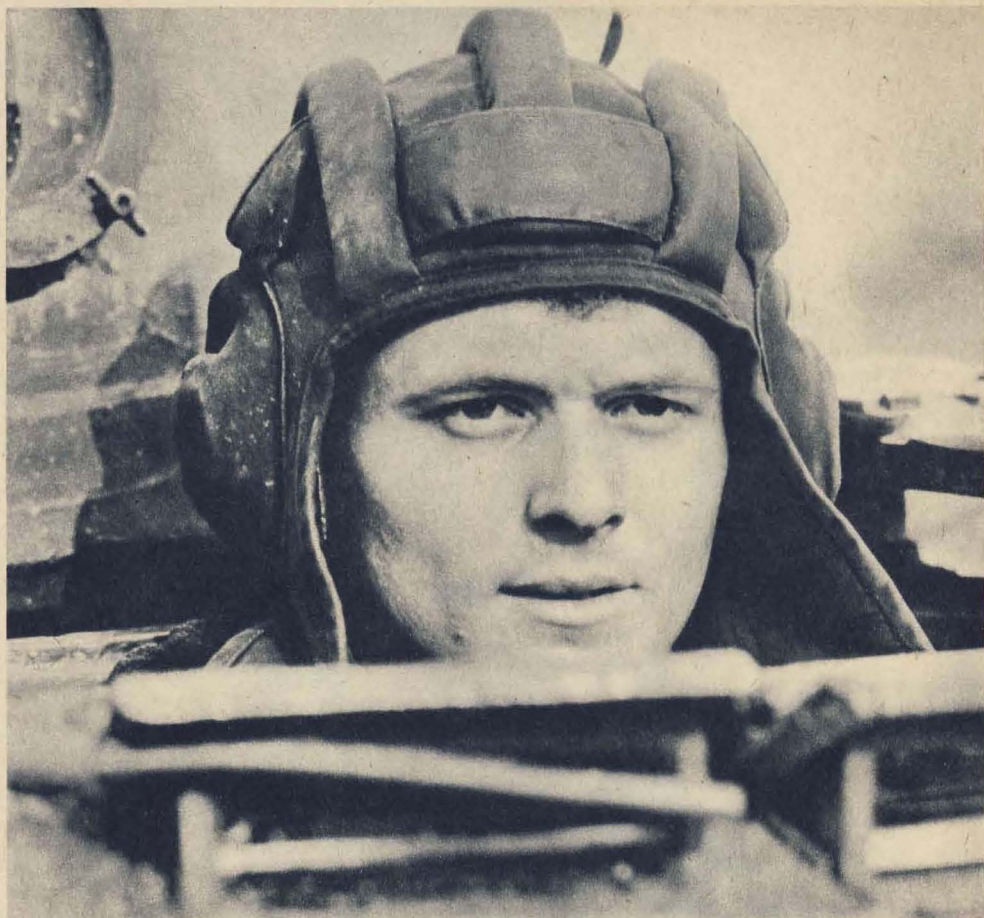
So erzählte der Kompaniechef, für den eine Schlappe genauso lehrreich war wie ein Erfolg. Er hatte kaum geendet, als der Hauptfeldwebel eintrat. Er meldete: „Die ‚Neuen‘ sind eingetroffen. BA-mäßig sind alle versorgt, bis auf einen Zwei-Meter-Mann, der seine Maßkleidung noch nicht empfangen hat. Aber“, fügte er mit leiserer Stimme hinzu, „was noch schlimmer ist, gerade dieser lange Kerl hat ein paar flache, verglaste Kästen mit. Das hat mir keine Ruhe gelassen, so habe ich erfahren: Er sammelt Käfer. Es soll über dreihunderttausend Arten davon geben, hat er gesagt. Er will einmal Zoologie studieren. Ob es denn in der Armee verboten ist, ein Hobby zu haben, hat er gefragt. Ich habe ihm aber noch nicht geantwortet, ich wollte Ihrer Entscheidung nicht vorgehen.“

Der Kompaniechef überlegte lange, bis er seinem Hauptfeldwebel Bescheid gab. „Sagen Sie ihm: Es ist erlaubt.“ Und wie für sich selbst setzte er hinzu: „Wieder so ein Mäcki. Aber seine Strategie ist bekannt, seine Stellung aufgeklärt. Wir halten das Pulver trocken.“



Männer, Kenner, Kompaniepoeten!
Wieder feiern wir den achten März.
Ehrenformation ist angetreten.
Stillgestanden! Präsentiert das Herz!
Leistet Schützenhilfe statt zu schmachten.
Seid verständig, aufmerksam und wahr.
Rührt euch! Aber nicht nur heut am Achten,
sondern, wenn es geht, das ganze Jahr!

H. K.



Das unsichtbare

„Augen auf – nicht nur im Straßenverkehr!“ ermahnt Hauptmann Tschirkow die neuen Soldaten seiner in der DDR stationierten Gardekompanie, bevor er sie zum erstenmal mit hochmodernen Panzern ins Gelände auf Fahrschulkurs schickt. Wie das zu verstehen ist, erfuhren Textautor Major Gerhard Berchert und Bildreporter Manfred Uhlenhut, als sie die sowjetischen Genossen bei ihrer Fahrt über Stock und über Stein begleiteten.



Anfänger, deren Fahrerlaubnis noch ebenso neu ist wie ihr Auto, pflegen zuweilen ein deutlich sichtbares A an die Heckscheibe ihres Wagens zu kleben. Bei Panzern ist das nicht üblich – was nun allerdings keineswegs bedeutet, daß die frischgebackenen Panzersoldaten bei ihren ersten Fahrten etwa weniger Blut und Wasser schwitzen als ihre „zivilen Kollegen“. Sie tragen ihr A unsichtbar mit sich herum. Zwar haben sie, wenn sie in die Kompanie kommen, ihre Grundausbildung schon hinter sich, „aber“, so erläutert Gardehauptmann Tschirkow, der Kompaniechef, „richtige Tankisten müssen sie erst noch werden. Nehmen wir zum Beispiel die Fahrer. Meist sind sie gut in der Theorie und wissen auch mit dem Panzer umzugehen. Doch für unsere Praxis reicht das noch nicht. Es zeigt sich, daß sie oft noch viel zu verkrampft an ihren Lenkknüppeln hocken, die Maschine noch nicht genügend ‚im Griff‘ haben. So schicken wir sie wieder auf die Fahrschulstrecke, bis ihnen das Fahren in Fleisch und Blut übergegangen ist.“

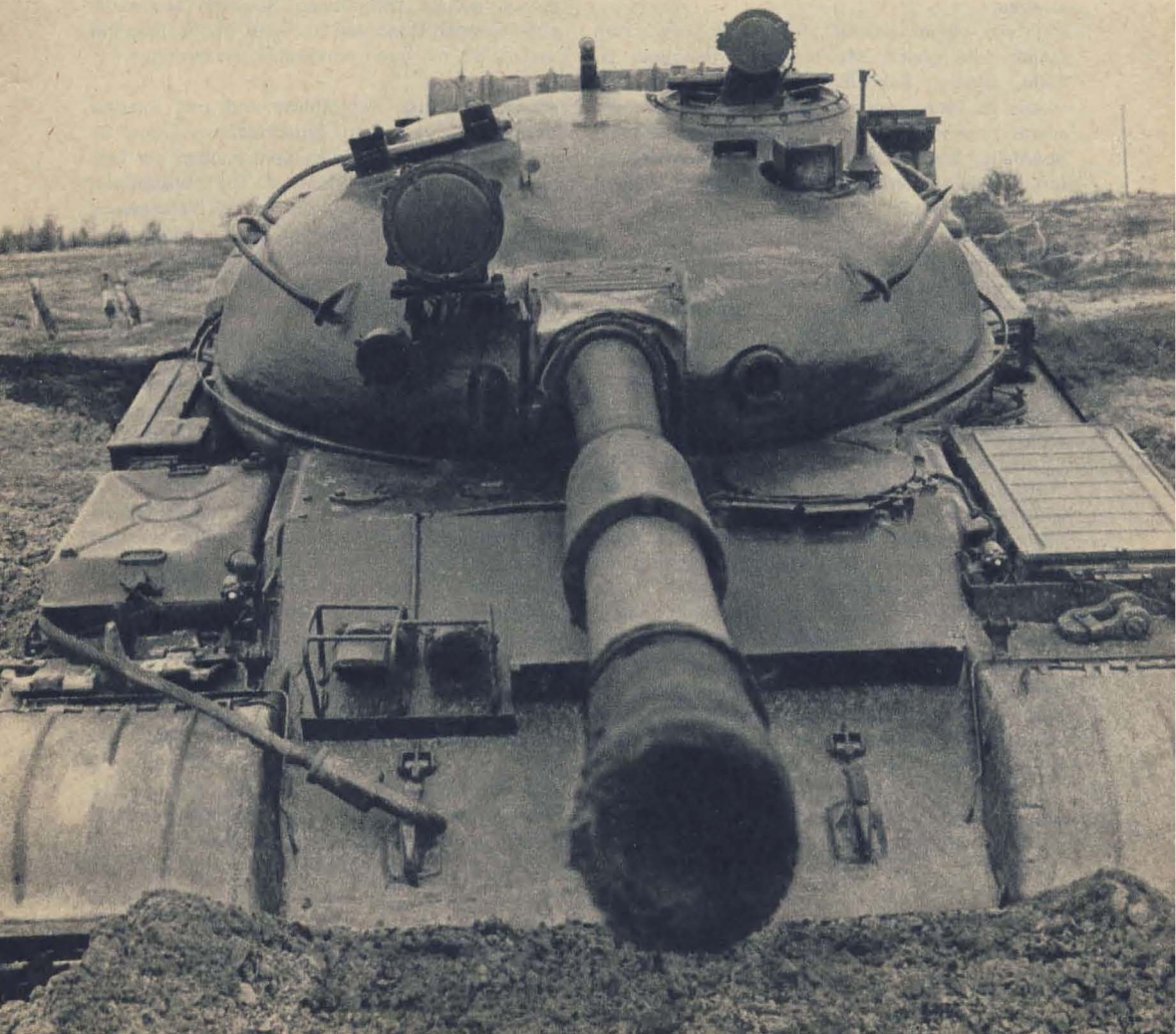
Der Hauptmann erzählt uns von einem jungen Panzerfahrer, dem es ungeheuer schwer fiel, nachts nur mit Infra-Scheinwerfer zu fahren; er verlor oft

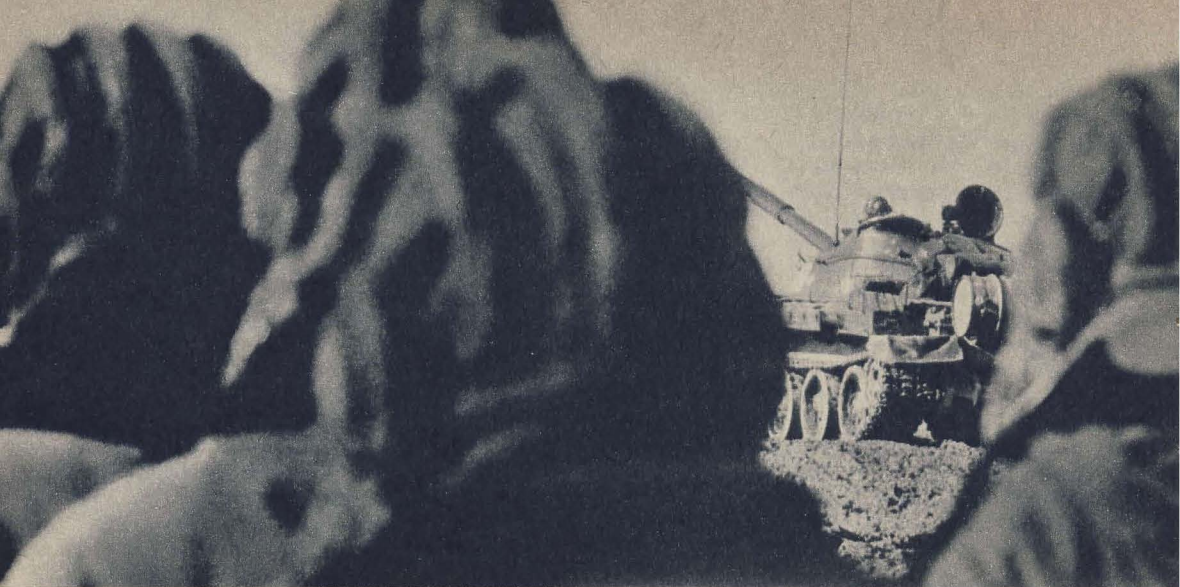
den Weg und langte einmal sogar ganz woanders an, als er sollte.

„Der Kommandant hatte nur auf die Ziele geachtet“, meint Genosse Tschirkow schmunzelnd, „aber die waren plötzlich weg; und ehe er begriff, was vorging, stand der Panzer schon mutterseelenallein im Gelände.“

Daß es nicht einfach ist, auf Anhieb mit dem „Dicken“ zurechtzukommen, bestätigt uns auch ein alter Seemann: Major Chosirew, ehemals Flottenoffizier und nun Politstellvertreter im Panzerbataillon, zu dem Tschirkows Kompanie gehört. „Ich hatte anfangs ernsthafte Zweifel, ob aus mir noch ein Tankist werden würde“, sagt er, „besonders, als die Sache mit dem Hang passierte.“ Feixend blickt er zu Tschirkow hinüber und erzählt dann genüsslich die Geschichte.

Es war auf der Fahrschulstrecke gewesen. Mit Erfolg – wenn auch nicht ohne Händezittern und Herzklopfen – hatte der Major die Spurbahnbrücke „genommen“ und war den dahinterliegenden Hang angegangen. Auf halber Höhe vertuckerte der Motor. Abgewürgt. Chosirew rollte zurück, nahm Anlauf und jagte mit Vollgas los. Die Maschine jaulte beleidigt auf und streikte wieder an der-





selben Stelle. Da sollte doch der Klabautermann...! Mit hochbrisantem Scham-Zornemisch im Leibe holte der Major zum nächsten Stoß aus – bis es plötzlich bumste und ihn überraschend Finsternis umgab. Der Panzer steckte im Graben.

„Mir war wie im U-Boot“, erzählt Chosirew, „zum Glück eilte gleich Meisterfahrer Tschirkow zu Hilfe. ‚Bleiben Sie ruhig‘, sagte er lässig, ‚ich werde es Ihnen zeigen.‘ Fuhr aus dem Graben, setzte zu einem eleganten Spurt an – und blieb ebenfalls hängen. Der Motor zog nämlich Nebelluft, wie sich hinterher herausstellte. Ja, ja, so kann es einem gehen.“

Ausdauer ist das anerkannt beste Mittel, das unsichtbare A loszuwerden. Davon weiß beispielsweise Soldat Sergejew ein Lied zu singen. Einberufen hatte man ihn zu den mot. Schützen, aber dann – nach der Grundausbildung – aus irgendeinem Grunde zu den Panzertruppen versetzt. Ladeschütze sollte er plötzlich sein. Dabei kam er schon mit dem Auf- und Absitzen nicht zurecht, schmiß sämtliche Normen, stieß sich den Körper wund und brachte seine Besatzung zur Verzweiflung. Da griff Hauptmann Tschirkow ein. In aller Ruhe zeigte er dem Genossen Sergejew immer wieder alle Griffe und Kniffe und übte mit ihm solange, bis es ging.

Um andere kümmerte sich die Komsomolorganisation. So wurde beispielsweise in einer Versammlung ein Richtschütze gefragt: „Wieso hast du neulich, trotz besten Wetters und günstiger Bedingungen, nur eine Drei geschossen?“

„Weiß nicht“, antwortete der. „Hab’ darüber nachgedacht. Bin nicht dahinter gekommen.“

„Ich kann mir’s aber denken“, warf einer der älteren Genossen ein. „Du hältst dich sicher noch zu steif, nicht locker genug, kannst der stabilisier-

ten Kanone nicht folgen. Mir ging es anfangs auch so...“

„Das ist wie bei einem Mädchen“, mischte sich ein anderer ein. „Da braucht man Gefühl.“

Im Ergebnis dieser Aussprache wurde ein Beschluß gefaßt: Die älteren Soldaten stehen je einem jungen Genossen zur Seite, beobachten ihn und helfen mit ihren praktischen Erfahrungen.

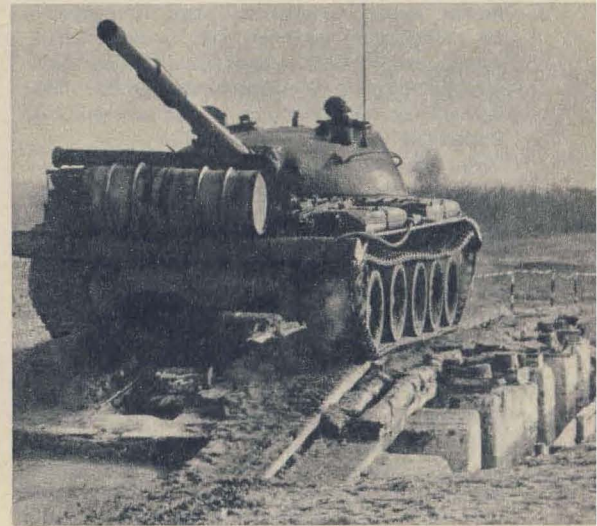
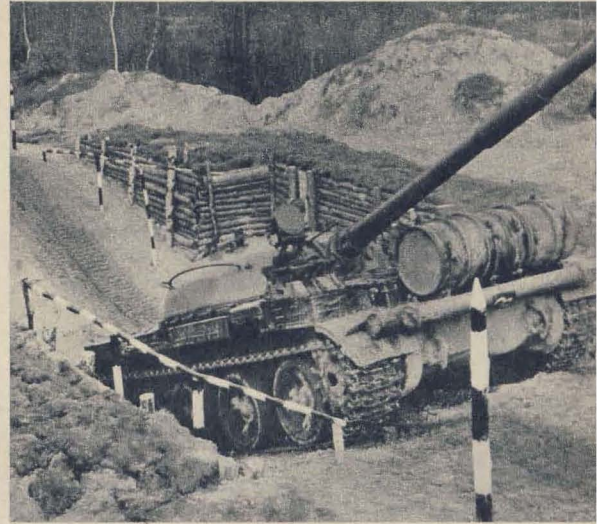
Anstrengung, Kampfgeist und das Streben nach immer besseren Ergebnissen werden so schon nach kurzer Zeit zu Kennzeichen der Genossen mit dem unsichtbaren A. Die dienstälteren Soldaten allerdings beschränken sich keineswegs darauf, Hilfestellung zu geben. Auch sie bemühen sich intensiv um militärische Qualifizierung.

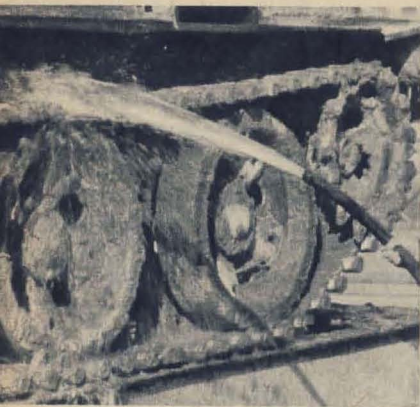
Wie in den anderen Kompanien des Gardetruppendeils ringt man beispielsweise ebenfalls bei den „Tschirkows“ um hundertprozentige gegenseitige Ersetzbarkeit. Und so mancher „in Ehren ergraute Routinier“ spürt plötzlich wieder das schon längst vergessene unsichtbare A auf seinem Rücken, wenn er überraschend eine andere Funktion zu übernehmen hat. Also wird das geübt – immer wieder – und die dazugehörige Theorie durch Zirkelarbeit in der Freizeit ergänzt. Freilich fällt es den bereits voll ausgebildeten Soldaten leichter hinzuzulernen als jenen, die noch genug mit sich selber zu tun haben. Das schließt jedoch nicht aus, daß auch ein „alter Hase“ Überraschungen erlebt – wie jener Genosse, der als „Aushilfsfahrer“ mit offener Luke (was der vorgesehenen 1. Übung entsprach) durch das (allerdings nicht vorgesehene) Wasserhindernis preschte. Leider kann man einen Panzer nicht zum Trocknen auf die Leine hängen...

Nun wird allerdings Pflege und Wartung sowieso groß geschrieben. Davon zeugt beispielsweise die erfüllte Verpflichtung, die Übungsmaschinen bis

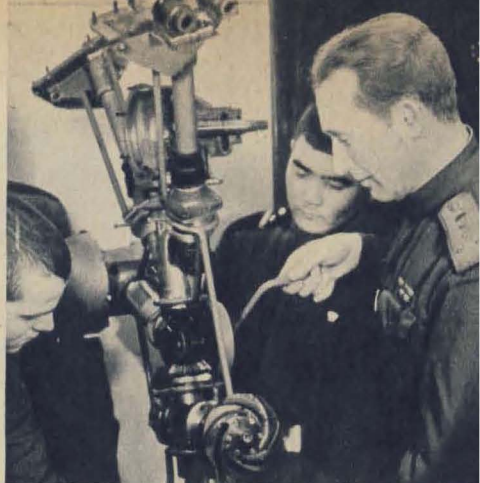


Sekunden vor dem Aufsitzen (Bild oben). Gleich darauf jagen die wuchtigen Stahlkolosse über die Fahrschulstrecke. Überall stehen „Punktrichter“, die jeden Fehler notieren – am Graben (Mitte, rechts), am „Slalomhang“ (unten), an der Spurbahnbrücke (rechts unten) und an der Sperrengasse (rechts oben). Für „Fortgeschrittene“ kommen dann noch Wassergraben, Steilhang und andere Hindernisse hinzu.





Fahren und Schießen allein machen noch nicht den guten Panzersoldaten; und die Liebe zur Technik schließt auch die Bereitschaft zu vorbildlicher Pflege und Wartung ein. Wissen muß man schließlich auch „wie's dadrinnen aussieht“. Hauptmann Tschirkow (Bild rechts) führt mit viel pädagogischem Geschick auch über die „theoretische Fahrstrecke“.



zur Werkstattüberholung 1500 Kilometer über die Norm zu fahren; eine Leistung, die den unmittelbar beteiligten Sowjetsoldaten einen sonst nur in Ausnahmefällen oder als ganz besondere Auszeichnung ausgesprochenen Heimaturlaub verschaffte.

Ansehen genießt – hier wie anderswo –, wer tüchtig ist. Und daß ihre sowjetischen Waffenbrüder sehr tüchtig sind, das bestätigen gern die Genossen eines mit dieser Einheit eng „kooperierenden“ Panzerbataillons der Nationalen Volksarmee. Da gab es bei der Übernahme neuer Panzer Schwierigkeiten mit dem Einregulieren der stabilisierten Kanonen. Die Freunde halfen, vermittelten ihre Erfahrungen – und schauten sich ihrerseits um, wo sie etwas lernen könnten. Entdeckten das Klein-Polygon, bauten es – auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten – nach.

Vieles gibt es, was den Genossen der NVA an ihren Waffengefährten imponiert. Beispielsweise, daß mindestens eine Kompanie des sowjetischen Bataillons nach jeder Wettbewerbsetappe nun schon traditionell mit dem Bestentitel ausgezeichnet werden kann und zugleich oft als beste Kompanie im Verband geehrt wird. Übrigens scheint es, als ob die Kompanie Tschirkow auf beide Titel abonniert ist, so oft errang sie diese schon. Das wird natürlich immer zu einem gewichtigen Argument, wenn es heißt, neue Soldaten davon zu überzeugen, daß es nötig ist, von Anfang an um die Auszeichnung als Bester Soldat und als Beste Besatzung zu kämpfen.

„Für die jungen Soldaten ist das nicht leicht“.



meint Hauptmann Tschirkow. „Aber da sie wissen, wofür sie sich so anstrengen, können sie, wenn man ihnen richtig hilft, verhältnismäßig rasch die Anfangsschwierigkeiten überwinden. Und wenn es einmal gar nicht gehen will, dann erinnere ich an unseren Bestentitel und daran, daß Tradition schließlich verpflichtet.“

Augenzwinkernd verrät Soldat Tschernik, dessen Brust die Lenin-Medaille ziert, die er für hervorragende Leistungen erhielt: „Dem Hauptmann sitzt die Kompanie Popow im Nacken. Sie will diesmal Beste im Wettbewerb des Verbandes werden. Zwar wurde darüber noch nicht offiziell gesprochen, aber ‚Soldatenradio‘ hat es schon gemeldet.“

„Ist denn das jetzt üblich, den Wettbewerb ‚kon-

spirativ‘ zu führen?“ erkundigen wir uns verwundert.

„Natürlich nicht“, meint Genosse Tschernik lächelnd, „aber da Popow für anderthalb Monate abwesend ist, wollen die Genossen seiner Kompanie mit der Verkündung noch warten, bis er wieder zurück kommt. Ihren Dienst machen sie jedenfalls schon jetzt so, als hätten sie sich öffentlich verpflichtet.“

Jetzt ist es an uns, zu schmunzeln; denn ob nun die „Tschirkows“ oder die „Popows“ im Bataillon das Rennen machen – die Wettbewerbstadtion des Bataillons wird gewahrt bleiben. Und im Ergebnis wird sich keiner mehr mit dem unsichtbaren A herumschlagen brauchen – bis wieder neue Soldaten kommen.





Ein General trifft überraschend zu einer Inspektion ein. Bei der Überprüfung der „Inneren Ordnung“ findet er die Unterkünfte mangels Vorwarnung nicht im besten Zustand vor. Als er eine der Baracken wieder verläßt, deutet er auf ein Bild am Eingang, das den Text trägt: Bei Eintritt bitte Füße abtreten! und knurrt: „Müßte treffender heißen ‚beim Rausgehen‘!“



In einer niederländischen Kaserne ließ der Kommandeur an einem Tag und auf einen Schlag an allen möglichen Stellen kleine und große Zettel mit den Slogans „Mach's gleich!“ oder „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen“ anheften,

um den Dienstfeier der Mannschaften anzufeuern. Die Wirkung war in der Tat bemerkenswert: Am nächsten Morgen mußte mehr als die Hälfte der Soldaten wegen unerlaubter Entfernung bestraft werden.



„Na, dann wollen wir mal sehen, was Sie da verzapft haben“, sagte der US-Filmproduzent jovial zum Drehbuchautor, nimmt aber anstelle des Manuskripts irrtümlich das Telefonverzeichnis vom Schreibtisch und blättert darin. „Nicht schlecht, die Story“, murmelt er, „und ein gan-

Illustration: Horst Bartsch

zer Haufen Mitwirkende. Wohl'n Kriegsfilm mit viel Massenszenen, was?“



Die hochbetagte Gattin eines englischen Admirals zeigt ihren Kränzchendamen Erinnerungsfotos. „Und das ist das Schlachtschiff ‚Enterprise‘, wo ich zwanzig Jahre lang Kommandant war“ (???) „Na ja, mein Mann tat stets das, was ich für richtig hielt.“



Ein Soldat bekam den Auftrag, im Hinterland des Gegners die Garnisonstärke einer feindlichen Stadt aufzuklären. Nach einiger Zeit kehrte er wohlbehalten zurück und meldete, daß sich in der Stadt genau





2 422 Mann aufhielten. Der Kommandeur war erstaunt und fragte: „Wie haben Sie denn das so exakt herausgefunden?“ „Das ist gar nicht so schwer“, sagte der Aufklärer, „wenn man die Methode beherrscht. Es war dort gerade eine Parade. Während des Vorbeimarsches zählte ich die Füße und teilte die Summe dann durch zwei.“



Bei der Nachtfahrt eines Zerstörers kam der Kapitän in den Operationsraum und verlangte die allgemeine Radarkarte zu sehen. Man zeigte ihm die Gesamtlage mit der Position aller Schiffe. Aber der Kapitän war nicht zufrieden und knurrte: „Wo die anderen Schiffe stehen, das sehe ich

selbst, dazu brauche ich Sie nicht; ich will sehen, wo unser Schiff sich befindet.“

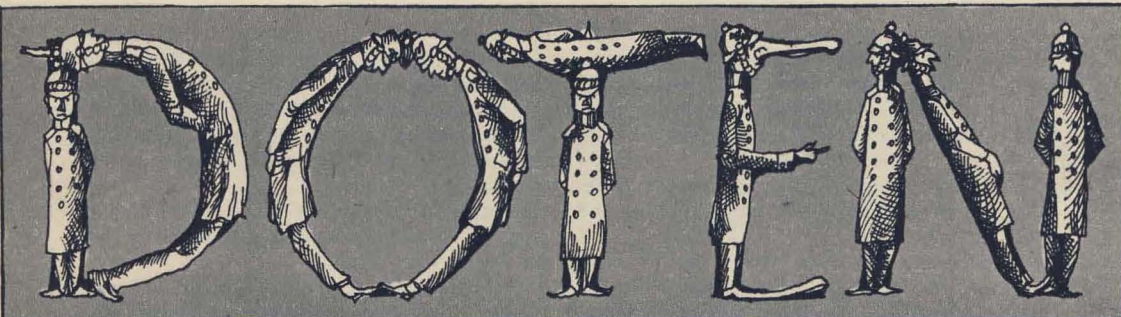


Ein Schweizer Wehrpflichtiger war bei der Musterung gründlich untersucht worden. Einige Tage später erhielt er ein Schreiben mit dem Inhalt: „Die Untersuchung hat ergeben, daß Sie TB, Diabetes, einen Leberschaden und einen schweren Herzfehler haben. Sie sind deshalb nicht diensttauglich.“ Eine Stunde später kommt von der gleichen Dienststelle ein Telegramm: „Bitte ent-

schuldigen Sie. Unser Schreiben war ein Irrtum. Ihr Befund wurde mit einem anderen verwechselt. Sie sind kerngesund und diensttauglich.“ Der Betreffende telegrafierte zurück: „Tut mir leid, aber ihre Berichtigung kommt zu spät. Ich habe bei Empfang Ihres Briefes vor Schreck Selbstmord verübt.“



Ein General war mit dem Zustand des inspizierten Bataillons nicht zufrieden. „Ich glaube nicht, daß ich Ihre Beförderung noch erleben werde“, sagt er wütend zum Bataillonskommandeur. „Aber warum denn nicht?“ entgegnete jener schlagfertig. „Exzellenz sehen doch so blühend und gesund aus!“



Gerhart Berchert
Phantastische Erzählung

Mord im XXI. Jahr hundert?

„Was denn, eines toten Hundes wegen haben Sie mich hierhergeholt?“ Ali Gossar, der Chef des Regionalen Sicherheitsbüros, blickte erzürnt auf den starr daliegenden Kadaver eines Foxterriers. Die Leute müssen doch glauben, ich hätte nichts zu tun, dachte er erbittert. Da ist Aufsicht über den Arbeitsschutz in Produktionsanlagen zu führen; neue Verkehrsmittel, Wohnungstypen oder Sportstätten sind auf Sicherheit zu prüfen; und hin und wieder muß man sich auch noch mit Fällen groben gesellschaftswidrigen Verhaltens beschäftigen. Das alles nur mit einer Handvoll Inspektoren. Freilich besitze ich große Vollmachten, kann jegliche Institution oder Person zur Mitarbeit verpflichten; aber das muß doch alles organisiert werden. Und nun noch sowas!

Geduldig wartete Dr. Jonas, Bauleiter des äthiopischen Sonnenkraftwerkprojektes, bis sich der auf Ali Gossars Gesicht deutlich widerspiegelnde Gedankensturm ausgetobt haben möge. Noch ein wenig hitzig, der junge Mann, sagte er sich. Soll aber sehr tüchtig sein, zielstrebig und energisch. Na, man wird schon wissen, weshalb man gerade ihn auf diesen Posten gestellt hat.

„Todesursache?“ fragte Ali Gossar.

„Sieht aus wie ein Skorpionstich.“

„Was heißt das, ‚sieht aus‘?“

„Daß es sich bei der eingespritzten Substanz, wie die Analyse ergab, um kein natürliches Gift handelt, sondern um ein sehr schnellwirkendes synthetisches. Nur deshalb haben wir Sie bemüht.“

„In Ordnung“, sagte der Chefinspektor nun ganz ruhig, „erzählen Sie mir bitte, was Sie bisher ermitteln konnten.“

Es war nicht viel. Der Hund gehörte dem Ehepaar Svendsen, das mit Hilfe eines Bohrloch-Plasma-brenners einige Felsen sprengte, die den Fortgang

der Arbeiten behinderten. Gestern nachmittag, während der Schicht der Svendsens, war der Hund aus der etwa zwei Kilometer entfernt liegenden Wohnsiedlung entlaufen und beim Brenner aufgetaucht. Robert Svendsen wollte gerade aus dem gepanzerten Arbeitsfahrzeug – das er gemeinsam mit seiner Frau bediente – aussteigen, um den Hund von der Baustelle zu entfernen, als der plötzlich aufkaulte, tot umfiel und sofort erstarrte. Svendsen machte über Funk Meldung, und Dr. Jonas wies an, die Arbeit aus Sicherheitsgründen einstweilen zu unterbrechen, sowie in der Nähe der Baustelle hochfeste Schutzanzüge zu tragen.

Ali Gossar nickte Zustimmung. „Besorgen Sie mir bitte auch solch einen Anzug“, bat er. „Ich will mir die Sache aus der Nähe ansehen. Können Sie mich begleiten?“

„Selbstverständlich“, versicherte der Doktor. „Aber gehen wir erst einmal in mein Arbeitszimmer.“ Im selben Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und ein Mann in einer Art Raumfahrerkombi stürzte in den Raum. „Man sagte mir, daß ich Sie hier im Keller finde, Doktor“, rief er aufgeregt. „Auf der Baustelle hat mich vorhin ein seltsames Tier angefallen – eine Kreuzung zwischen geflügeltem Heuschrecke und Salamander. Es sprang mir mit Wucht gegen die Brust, hackte nach mir und verspritzte dabei eine Flüssigkeit. Zum Glück kam es nicht durch den Anzug und lief wieder davon.“

„Entschuldigung“, warf Ali Gossar ein, „was wollten Sie denn auf der Baustelle?“ Der Mann sah ihn erstaunt an.

„Svendsen, das ist der Chef des Sicherheitsbüros“, sagte Dr. Jonas schnell. „Bitte, beantworten Sie alle Fragen ganz genau.“

Robert Svendsen zwang sich zur Ruhe; dann erklärte er, daß nach dem Abbruch der Arbeiten eine

Sprengladung im letzten Bohrloch verblieben war, die er nun sicherheitshalber entfernen wollte. Doch dazu sei er durch den überraschenden Überfall nicht mehr gekommen. „Doktor, verbieten Sie ab sofort das Betreten der Baustelle!“ ordnete der Chefinspektor an. „Und wir machen uns am besten gleich zu dritt auf den Weg dorthin.“

Fast geräuschlos jagte das elektrisch betriebene Luftkissenfahrzeug querfeldein, wickelte Steinblöcke aus, übersprang Sandhügel. Eine Baumgruppe kam in Sicht.

„Dort ist ein Wasserloch“, erläuterte Dr. Jonas. „Dahinter kommt dann die Baustelle.“ Das Fahrzeug schwebte dicht an den Bäumen und Büschen vorbei, da schrie Robert Svendsen: „Anhalten! Das Insekt! Am Wasser. Ich sehe es.“

nach, wie es sich geradezu gemächlich wieder zum Wasser bewegte. Die Sprungbeine hielt es waagrecht weggestreckt, um den nun ausgebreiteten und der Sonne zugewandten Flügeln Raum zu geben.

„Das ist doch . . ., kann das sein . . ., unglaublich“, murmelte Ali Gossar vor sich hin. Wieder öffnete er die Tür einen Spalt. Nichts geschah – bis dieses unheimliche Wesen erneut getrunken hatte. Dann wiederholte sich das Spiel: blitzschneller Angriff und langsamer Rückzug. Doch danach sprang der Chefinspektor diesmal hinaus, packte mit seinen dicken Schutzhandschuhen das gespenstische Ding an den Flügeln und riß es hoch. Auf heftige Gegenwehr gefaßt, hielt er sich bereit, es notfalls wegzuschleudern. Doch es blieb friedlich,



Ali Gossar bremste, setzte ein wenig hart auf. Sein Blick suchte die Uferböschung ab. Ja, dort saß ein niegesehenes Tier und trank. Zwei schräggestellte Schmetterlingsflügel, vier Gliederfüße am langgestreckten Körper und dazu noch zwei lange, eingeknickte Beine mit kräftigen Sprunggelenken; das Ganze metallisch glitzernd.

Vorsichtig öffnete der Chefinspektor die Tür. Im gleichen Augenblick fuhr das Tier herum, kam herangerast und prallte, sich hochschnellend, scheppernd gegen die bruchsichere Scheibe der rasch wieder ins Schloß geworfenen Tür. Es hinterließ am Fenster einen nassen Fleck. Die Männer schauten ihm verblüfft und schauernd

Fotografie: Behrendt

nur die Füße bewegten sich mechanisch weiter. „Hab' ich mir's doch gedacht“, lachte Ali Gossar grimmig auf, „das ist kein Tier, sondern eine Maschine, eine laufende Injektionsspritze. Schnell, macht die Werkzeugkiste leer, für den höllischen Apparat!“ Doch diese Vorsichtsmaßnahme erwies sich als unnötig. Plötzlich zischte es in dem metallenen Körper, Rauch drang aus allen Ritzen. Der Chefinspektor ließ, zur Seite springend, den Mechanismus fallen. Aber der bewegte sich schon nicht mehr.

Grübelnd saßen die drei Männer wenig später in Dr. Jonas' Arbeitszimmer. „Wer hätte auch wissen können, daß in dieses Ding eine Selbstvernichtungsanlage eingebaut ist“, sagte der Chef des Sicherheitsbüros, mit deutlich erkennbarem Unbehagen zu dem äußerlich unversehrten Roboter hinüberblickend, den man mit einer dicken Glashaube überdeckt hatte. „Natürlich werde ich noch Fachleute heranziehen; aber schon jetzt ist mir klar, daß diese Maschine auf Bioströme reagierte, Lebewesen angriff und danach für die nächste ‚Injektion‘ Flüssigkeit aufnahm. Wahrscheinlich ist sie mit einem Vorrat pulverisierten Giftes ausgestattet. Ein perfektes Mordinstrument.“

„Geplanter Mord in unserem Zeitalter?“ fragte Dr. Jonas ungläubig. „Wer hätte davon schon gehört?“

„Mir will es auch nicht in den Kopf“, meinte Ali Gossar, „aber können Sie den Sachverhalt anders erklären?“ Der Bauleiter schüttelte ratlos den Kopf. „Überlegen wir einmal“, wandte sich der Chefinspektor an Robert Svendsen. „Bis gestern ist niemand auf der Baustelle angefallen worden. Schutzanzug brauchten und trugen Sie nicht. Zufällig kam der Hund dazwischen. Er hat Ihnen das Leben gerettet, weil der Automat ja erst wieder zur Wasserstelle mußte. Also kommt es darauf an, denjenigen zu finden, der ein Motiv und die technischen Möglichkeiten dazu hätte, Ihnen auf diese häßliche Weise nach dem Leben zu trachten.“

„Mir oder meiner Frau, die ja ebenfalls im Fahrzeug saß“, murmelte Svendsen nachdenklich und wurde auf einmal aschfahl.

„Was ist, haben Sie einen Verdacht?“ fragte Ali Gossar erregt. Robert Svendsen winkte mit einer matten Handbewegung ab. „Nein, nein“, sagte er, „das wäre zu abwegig.“

„Stop!“ warf da der Doktor ein. „Sie meinen sicher Professor Hörsel. Ja, das könnte sein. Den Professor“, wandte er sich erläuternd Ali Gossar zu, „hat es vor zwei Jahren furchtbar verbittert, daß sich Paola, Roberts Frau, nicht für ihn entschied. Er äußerte sich damals sehr unschön über Robert. Zudem ist er ein ganz großer Bastler. . .“

„Mord aus Eifersucht?“ fragte der Chefinspektor zweifelnd. „Unwahrscheinlich. Aber immerhin – unter all den heutzutage unwahrscheinlichen Motiven vielleicht noch das plausibelste.“

Als Professor Hörsel sein Arbeitszimmer betrat, blickte er voller Verwunderung auf den geflügelten Körper, der gleich an der Tür, wie sprungbereit, vor ihm hockte. Unverständliches vor sich hin murmelnd, beugte er sich langsam hinab und streckte zögernd eine Hand aus.

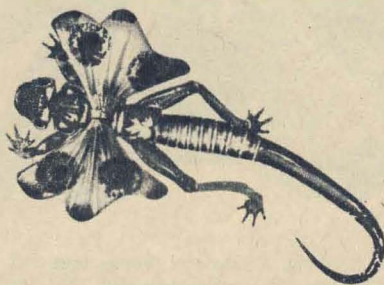
„Vorsicht, Gift!“ ertönte eine Stimme. Ali Gossar trat von der Wand in die Mitte des Raumes und stellte sich vor.

„Haben Sie dieses wunderliche Gebilde mitgebracht?“ fragte der Professor. Der Chefinspektor bestätigte es und erzählte in kurzen Zügen was auf der Baustelle vorgefallen war. Als er zum Schluß wie beiläufig das Ehepaar Svendsen erwähnte, schaute Hörsel auf. Seine Gesichtszüge verfinsterten sich. „Ich begreife“, sagte er dann. „Sie wollen meine Reaktionen testen. Aber Ihr Verdacht ist unbegründet; ich habe das Ding nie gesehen, geschweige denn gebaut.“ Vorsichtig betastete er die etwas höckerigen Flügel.

„Wärmezellen“, erklärte er, „zur Gewinnung elektrischer Energie. Ein uraltes Modell. Kann mir nicht vorstellen, wer das heutzutage noch in seiner Bastelkiste haben sollte.“ Nach einem Augenblick intensiven Nachdenkens erkundigte er sich: „Dürfte ich mir die Baustelle einmal ansehen? Irgendwie fühle ich mich verpflichtet, bei der Aufklärung zu helfen. Verstehen Sie das?“

„Ich habe es erwartet“, entgegnete Ali Gossar und blickte seinem Gesprächspartner forschend in die Augen.

Die Begegnung Professor Hörsels mit Robert Svendsen, die der Chefinspektor unmittelbar am Plasma-Brenner arrangierte, verlief ruhig und sachlich. Allerdings war nicht zu verkennen, daß



sich beide Männer äußerste Zurückhaltung auferlegten.

„Es würde mich interessieren, was dem Tod Ihres Hundes vorausging“, erbat Hörsel Auskunft.

„Bitte, wenn das wichtig ist.“ Svendsen deutete auf ein Rohr am Turm des flachen gepanzerten Fahrzeuges und erläuterte: „Nach dem Brennen des Bohrloches führte meine Frau. . .“, er stockte einen Moment, „führte Paola mit dieser Vorrichtung die Ladung ein. Gleich darauf fuhr ich hinter die Sicherheitslinie, um über Funk zu zünden. Da lief Ruffi dazwischen.“

„Wo war das?“ warf der Chefinspektor ein. Svendsen zeigte ihnen die Stelle. Grübelnd schaute Professor Hörsel sich um und meinte schließlich: „Die Sprengladung steckt also immer noch im Bohrloch. Kann ich sie sehen?“ Fragend blickte Robert Svendsen auf den Chefinspektor. Der nickte Zustimmung.

Die Ladung steckte in Schulterhöhe in einer verhältnismäßig glatten Felswand. Hörsel klopfte, den Kopf lauschend geneigt, mit einem Stein gegen die Wand.

„Nanu, das klingt ja hohl!“, konstatierte Ali Gossar erstaunt. „Svendsen, nehmen Sie doch die Ladung mal raus!“

„Moment!“ rief der Professor. Er hob einen in der Nähe liegenden Plastekorb auf, in dem offenbar Sprengpatronen transportiert worden waren. „Jetzt kann es losgehen!“ Blitzschnell stülpte er den Korb gleich darauf über das freigewordene Bohrloch. Sekunden später zappelten die Beine eines weiteren geflügelten Ungeheuers in den Maschen dieser improvisierten Falle.

„Sie sind wohl Hellseher, Professor“, sagte Ali Gossar und leuchtete in das Bohrloch hinein. Die Größe des Hohlraumes dahinter ließ sich jedoch nicht abschätzen.

Im Labor Professor Hörsels saßen die drei Männer bald darauf um einen großen Glasbehälter, dessen Wände der gefährliche Roboter nicht überspringen konnte. Bewußt hatte der Chefinspektor noch keine näheren Erläuterungen verlangt. Hörsel begann jetzt von allein zu reden.

„Natürlich bin ich kein Hellseher. Ich hielt es nur für möglich, daß das plötzliche Erscheinen der ersten Teufelsmaschine etwas mit der Hitze des Plasmastrahles zu tun haben könnte. Durch Aufladen der Wärmebatterien beispielsweise. Dann allerdings müßten sie in einer Höhle gesteckt haben und in der kurzen Zeit zwischen Freigabe des Bohrloches und Einführen der Ladung entwichen sein. Nimmt man das als gegeben an, so ist natürlich damit zu rechnen, daß ein eventuell vorhandenes zweites oder drittes Exemplar nach Räumen der Öffnung ebenfalls das Weite sucht.“ „Dieses hier hat sich nicht selbst vernichtet“, meinte der Chefinspektor sinnend.

„Bestimmt, weil es noch angriffsfähig ist“, entgegnete Hörsel schulterzuckend.

„Aber wie soll es denn in den Hohlraum hineingekommen sein?“ fragte Robert Svendsen erregt. „Sicher durch eine Tür“, erklärte Ali Gossar mit leiser Stimme, „und ich bin überzeugt, auch sie wird der Professor finden.“

„Ganz gewiß“, fuhr Hörsel auf. „Schon weil mir klar ist, daß Sie mich jetzt noch stärker verdächtigen als vorher. Aber vielleicht leuchtet Ihnen ein, daß solch eine Felsentür ja schon angelegt sein mußte, bevor die Bauarbeiten begannen und ich von Svendsens Einsatz wissen konnte.“

„Logisch“, bestätigte der Chefinspektor. „Was

allerdings nicht ausschließt – da Sie die Rede nun einmal darauf gebracht haben –, daß Ihnen Höhle und Tür schon von früher bekannt waren. Eine günstige Gelegenheit gewissermaßen. Doch betrachten Sie das bitte nur als von Ihnen provozierte theoretische Erwägung.“

Unsicher blickte Robert Svendsen von einem zum anderen. „Ich denke mir“, sagte er schließlich vermittelnd, „solch eine Tür könnte durch Funk entriegelt werden; dann müßten ebenfalls mit einem Funksignal die ‚Höhlenwächter‘ außer Betrieb zu setzen sein. Ihr Besitzer will sich doch gewiß nicht selber angreifen lassen.“

Mit undurchdringlicher Miene hatte der Professor ihm zugehört. Wortlos trat er zu seinem kleinen Versuchssender, bewegte Schalter, drehte an Knöpfen. Mit einemmal streckte das Monstrum im Glasbehälter alle Glieder aus.

Als die vom Chef des Regionalen Sicherheitsbüros berufene Kommission aus Historikern und Wissenschaftlern anderer Fachgebiete durch die nun freigelegte Öffnung in das Innere der geräumigen Höhle trat, glaubten deren Mitglieder, ihren Augen nicht trauen zu dürfen. Sie befanden sich in einem Waffenarsenal. Pistolen, Gewehre, Maschinenwaffen und selbst zerlegte Geschütze lagerten in ölgefüllten Behältern; daneben fanden sich große Mengen an Sprengstoff und Munition. Ali Gossar, der seine Gäste hineingeführt hatte, räusperte sich. „Sie dürfen unbesorgt näher treten. Alle Schutzanlagen sind außer Betrieb, da sich die zu ihrer Speisung installierten Isotopenbatterien schon vor Jahrzehnten erschöpften. Nur diese Wachautomaten“, er deutete auf die unschädlich gemachten und in der Nähe des Eingangs aufgestellten Körper mit den Schmetterlingsflügeln, „erwachten durch Zufall noch einmal zum Leben. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie, Professor Hörsel, dafür um Entschuldigung bitten, daß Sie in die Nähe des für unsere Zeit unglaublichen Verdachtes geraten konnten, Menschen vorsätzlich töten zu wollen.“

„Ja, aber wer hat denn nun das hier...“ Verwirrt schaute sich der Professor in der Höhle um. Der Chefinspektor zuckte die Schultern und trat zu einem der Behälter. „Wenn es Ihnen etwas nützt“, sagte er, „auf diesen Dingen steht überall die mir unverständliche Beschriftung ‚US-Army‘. Für mich klingt das prähistorisch, und ich weiß damit nichts anzufangen. Doch vertraue ich darauf, daß es Ihrer Kommission gelingen wird, Licht in diese finstere Angelegenheit zu bringen.“



*Wieviel Vertrauen schenkt der Soldat
 seiner fernen Freundin?
 Sind durch den Wehrdienst getrennte Partner
 anfälliger für Liebeleien?
 Soll „sie“ den Freuden des Lebens entsagen
 und zu Hause Trübsal blasen,
 weil und während „er“
 in der Garnison harten Dienst tut?
 Wie hilft man sich gegenseitig am besten
 über die zeitweilige Einsamkeit hinweg?*



Diese Fragen stellte die „AR“ nicht direkt,
 aber erhielt indirekt Antwort darauf,
 als sie Soldaten und ihre wirklichen
 oder möglichen Freundinnen mit der untenstehenden
 Konfliktsituation bekanntmachte
 und wissen wollte:



Wer hat rechts?

KONFLIKT:

Ein Mädchen schreibt ihrem
 Soldaten, daß ohne ihn die
 Wochenenden doch langweili-
 ger seien als sie gedacht habe,
 und nicht immer könne und
 wolle sie lesen, Handarbeiten
 machen, ins Kino gehen und
 lernen. Sie würde deshalb ab
 und an auch mal mit ihren
 Freundinnen tanzen gehen. Ein

Tänzchen in Ehren könne nie-
 mand verwehren, nicht wahr?
 Der Soldat ist sehr ungehalten.
 In einem Brief bezweifelt er die
 Harmlosigkeit ihres Tanzbegeh-
 rens und behauptet, das gehöre
 sich nicht, und sie liebe ihn
 nicht genug. Während er harten
 Dienst tue, wolle sie sich amü-
 sieren. Wenn sie ihre Absichten
 wahr mache, müsse er die Kon-
 sequenzen ziehen.

Sie antwortet ihm, sie möchte ihn nicht verlieren und habe keinen Augenblick daran gedacht, ihn zu hintergehen bzw. ihm untreu zu werden, aber wenn er ihr mißtraue, dann ginge das auf die Dauer wirklich nicht gut. Er solle deshalb seinen Standpunkt noch einmal überprüfen und sie das Ergebnis wissen lassen. Es antworteten: Schriftlich auf dem von „AR“ ausgegebenen Befragungszettel 51 Mädchen zwischen 16 und 18 von der Medizinischen Schule des Krankenhauses Berlin-Friedrichshain, von der Zentralen Ausbildungswerkstatt für Frisöre in Berlin-Weißensee und aus einer 11. Klasse der August-Hermann-Franke-EOS in Halle (Saale) sowie 51 Soldaten im Alter von 18 bis 20 aus dem Truppenteil Wejda. Zwei der Befragten, Kripenerzieherin Petra Grenz (17) und Soldat Reinhard Eckardt

(19) (siehe Collage) lud „AR“ außerdem zu einer mündlichen Unterhaltung darüber in die Redaktion.

Zunächst das statistische Ergebnis dieser Meinungsumfrage:

Mädchen und Soldaten entschieden sich in folgender Zusammensetzung für die vorgegebenen Antworten: „Der Soldat hat völlig recht“ = 2 (4%) Mädchen; 1 (2%) Soldaten; „Der Soldat hat mehr recht als das Mädchen“ = 2 (4%) Mädchen; 5 (10%) Soldaten; „Das Mädchen hat mehr recht als der Soldat“ = 20 (39%) Mädchen; 26 (51%) Soldaten; „Das Mädchen hat völlig recht“ = 27 (53%) Mädchen; 19 (37%) Soldaten.

Wie man sieht: 90 Prozent aller Befragten stehen auf der Seite des Mädchens. Was sagen unsere beiden Gesprächspartner?

Erübrigt sich angesichts der Eindeutigkeit dieses Ergebnisses nicht jede Diskussion?

Petra beteuert das Gegenteil. „Mich interessiert die Sache brennend. Selten hat man Gelegenheit, die eigene Meinung so schnell mit den Auffassungen anderer vergleichen zu können. Irgendwie macht mich das froh, daß die Mädchen meiner Altersstufe sich nicht mehr als ‚Heimchen am Herd‘ fühlen und wir Jugendlichen alle recht modern denken.“

„Nicht alle, Petra!“ korrigiert Reinhard, „immerhin unterstützen 10 Prozent aller Befragten den Soldaten.“

„Stimmt“, sagt Petra, „und deswegen möchte ich jetzt sehen, aus welchen kühlen Gründen diese zehn so urteilen. Wollen wir nicht erst einmal das ‚Pro und Kontra‘ registrieren und gegeneinander abwägen?“

Jawohl, wir wollen. Schauen wir uns die Stellungnahmen an. Für die dritte und vierte Antwortvariante wurden folgende Begründungen gegeben:

Liebe ist Vertrauenssache. Wenn er nicht von ihrer Treue überzeugt ist, soll er oder sie gleich Schluß machen, denn das Verhältnis wird nicht lange halten...

Jugend braucht Musik und Tanz und Entspannung. Auch Mädchen stehen im Alltag ihren Mann. Allein tanzen gehen bedeutet nicht notwendig Untreue...

Die Offenheit des Mädchens zeigt, daß sie es ehrlich mit ihm meint und ihn liebt und sich deshalb bei ihrem Tanzbegehren gar nichts Böses denkt...

Wenn „Sie“ beim Tanzen untreu wird, kann man „ihn“ nur beglückwünschen, daß er ihre Sprunghaftigkeit noch rechtzeitig merkt...

Wenn sie ihn wirklich liebt, kann ihr und ihm gar nichts passieren...

Man soll sich ruhig testen, ob man standhaft bleiben kann. Wenn ja, festigt das die Liebe. Wenn nicht, dann war es auch nicht die „große Liebe“, und



beide haben nichts verloren...
Die Erklärungen für die erste und zweite Antwortvariante lauten: Wenn sie ihn liebt, muß sie seine Wünsche respektieren. Man muß Rücksicht nehmen auf die Meinung des Partners...

Mädchen (und auch Soldaten) geraten auf dem Tanzsaal zu sehr in Versuchung...

Wer tanzen geht, sucht Bekanntschaften, und deshalb sollte man ihn während der Armeezeit nicht in Konflikte stürzen, die seinen Dienstfeier beeinträchtigen...

Beide hätten sich *vorher* aussprechen müssen, was jeder darf und nicht darf bzw., wenn er nicht tanzen geht, darf sie es auch nicht...

Die zwei jungen Leute vis-à-vis schweigen eine Weile. Sie müssen das erst mal verdauen. Reinhard überfliegt noch einmal einige Fragezettel und das Blatt mit den Argumenten für und wider das Tanzengehen, dann sagt er: „Ich habe das Gefühl, daß es einem nottut, mal über solche Dinge nachzusinnen. Wenn man selbst hautnah in solche Konflikte gerät, handelt man oft gar nicht so sauber und vernünftig, wie es in der Theorie gesagt ist. Zum Beispiel kreuzt hier ein Soldat auf der Vorderseite an, das Mädchen hat völlig recht, und auf der Rückseite schreibt er, „wenn sie ihn liebt, müßte sie aber vielleicht auch ohne Tanzen auskommen und sich auf Kino und Theater beschränken.“ Das ist doch ein Widerspruch. Oder was mich selbst anbetrifft: Erst durch diese Sache hier ist mir eingefallen, daß ich meiner Freundin, die ich erst zwei Monate kenne, eigentlich ehrlich sagen müßte, daß ich mich *noch* nicht so an sie gebunden fühle und beim Tanzengehen auch nach anderen Mädchen gucke. Das kann sich ändern, wenn ich sie länger kenne und daraus Liebe wird.“

Also Reinhard, entscheide dich. Damit sich das Mädchen richtig orientieren kann. Sie muß die

gleichen Chancen haben wie du. Aber da sind wir ja schon mitten drin in der Problematik. Wir greifen aus dem Stapel eine interessante Äußerung heraus, wo ein Soldat gegen den Standpunkt des Mädchens ein ganz schweres Geschütz auffährt. Ein Zitat aus der Antike:

„Liebe ist nicht Freude, sondern Entbehrung mit Freude.“ Marcus Aurelius, Selbstbetrachtungen. Petra, was meinen Sie dazu? Angenommen, Ihr Freund, den Sie ja haben und – wie Sie mir anvertrauten – lieben, und der

sich auch in einer anderen Stadt aufhält, stellt Sie vor die Alternative: „Liebe ist Entbehrung, also nicht tanzen gehen oder mich verlieren“ – wie würden Sie sich verhalten?





„Das würde er nie sagen. Er wäre nicht mein Freund, wenn er so verdrehte Auffassungen hätte.“

„Sie gehen also auch allein tanzen?“

„Ja, natürlich. Mit meiner Freundin.“

Warum? Um Abwechslung zu haben? Um andere Männer kennenzulernen? Nein, aus diesen Gründen geht Petra nicht tanzen. Da sie nicht mehr „sucht“, sondern „hat“, gibt es nur einen Grund: „Zu Hause fällt mir manchmal die Decke auf den Kopf. Außerdem habe ich Freundinnen, die noch keinen Freund haben. Deshalb gehe ich mit. Um mich zu unterhalten. Weiter nichts. . .“

Hier schaltet sich Reinhard ein. Er ist skeptisch. „Moment mal, Petra. Sie sind im Tanzlokal oder im Jugendklub; rotes Licht; Melodien, die weich und zärtlich stimmen wie ‚Butterfly‘ oder ‚Wie ein Stern‘ – und dann im Arm eines jungen Mannes, der gut aussieht und innerhalb der wenigen Tanzminuten auch noch anregende Konversation machen kann. Und bei der dritten oder vierten Tanzrunde neigt er unmerklich fast, aber zielstrebig, seine Wange an die Ihre. Wird’s da nicht problematisch?“

Nein, Petra bleibt dabei, für sie nicht. Sie würde dem jungen Mann auf eine ebenso dezente Weise, höflich, aber bestimmt, zu verstehen geben, daß sie diese Art des Tanzens für ihre Person nicht für angebracht hält.

Aber Reinhard läßt nicht locker. Er will es ganz genau wissen: Hat Petras Freund nicht besondere Vorzüge, oder bietet er ihr eventuelle Vorteile, um derentwillen sie bereit wäre, auf etwas zu verzichten, sich zu beschränken, auch mal Rücksicht auf den Partner zu nehmen?

„Jawohl“, sagt Petra energisch, „ich nehme auf ihn Rücksicht, wenn es sich um Anforderungen handelt, durch die wir beide unsere guten Seiten oder unsere Fähigkeiten weiter entwickeln können und wenn durch solche Bewährungsproben die Achtung des einen vor dem anderen, das Vertrauen zueinander und der Gleichklang miteinander wachsen. Aber bloß weil jemand besonders gut aussieht, oder einen Beruf hat, der was einbringt, oder weil er reiche Eltern hat – deswegen würde ich mich nicht seinen Launen oder verstaubten Theorien unterwerfen.“

Dem kann man zustimmen, nicht wahr? Äußere Vorzüge können schwinden oder die eigene Einstellung und Wertung der Dinge ändern sich. Was bleibt dann, um die Liebe zu bewahren? Petra hat recht. Man muß „sich selbst behalten“ dürfen. Auch Reinhard ist dieser Ansicht. „Na

klar, was hat ‚sie‘ von seinen Vorzügen, wenn ‚er‘ ihr andauernd Vorschriften macht und sie sich ducken soll. Da ist sie auch nicht glücklich. Und Glück soll doch zur Liebe gehören. In meinem Bekanntenkreis ist niemand, der von vornherein ein Pantoffelheld oder eine Hausklavin sein will. Doch wenn man aus falsch verstandener ‚Liebe‘ oder um eines Vorteils willen immer wieder klein beigibt, dann wird man eine solche traurige Gestalt. Manche begehren ja erst dann auf, wenn sie schon verheiratet sind. Vielleicht gibt es auch deshalb so viele Ehescheidungen. Da soll man sich lieber vorher abklöpfen, ob man zusammenpaßt.“

Also, sich ruhig mal auf die Probe stellen, dem Partner positive Verhaltensweisen abfordern, gewissermaßen „Liebe unter Gefechtsbedingungen“ üben. Da bewähren sich nur echte Gefühle. Solche „Entbehrungen“ meint Marc Aurel, und man tut diesem sehr aufgeklärten freisinnigen alten Römer wahrscheinlich bitter Unrecht, wenn man ihn als Kronzeugen bemüht für eine recht enge Auffassung vom Wesen der Liebe und Treue.

Nun kann man trotzdem nicht immer nur tanzen gehen, auch nicht als Belastungsprobe. Und tanzen ist auch kein voller Ersatz für den fernen Partner. Was kann man eigentlich noch tun, um sich gegenseitig die Trennung etwas leichter zu machen und damit der andere spürt, daß man ihn liebt?

Hier ist Petra in ihrem Element. Sie ist eine der wenigen, die in ihrerschriftlichen Stellungnahme auch diese Seite des Problems aufgeworfen hat.

„Jeder möchte natürlich die wenigen Tage und Stunden des Urlaubs so intensiv wie möglich erleben. Aber dazu darf man dann nicht einfach Däumchen drehen und warten, bis die Zeit gekommen ist, sondern kann sich schon während der Trennung darauf vorbereiten. Ich kenne zum Beispiel ein Mäd-

chen, das schickt ihrem Freund bei der Armee immer Museumsführer oder entsprechende Bücher oder Theaterkritiken, die sie selbst gelesen hat, und wenn er auf Urlaub kommt, gehen sie vormittags gemeinsam ins Museum oder abends ins Theater, und es ist so, als ob sie sich vorher lange darüber unterhalten hätten.“

Keine schlechte Idee, meinen wir; und man könnte das ausdehnen auf schöne Literatur oder Filme, die man zwar getrennt konsumiert, aber worüber man brieflich die Gedanken austauscht und den Partner in die eigene Vorstellungswelt hineinschauen läßt.

Reinhard hat noch ein gutes Rezept: „Man kann sich in Briefen auch erzählen, was jeder so tagtäglich für lustige oder besinnliche Erlebnisse hat. Das Leben geht doch für beide weiter. Bloß nicht rumjammern ‚Du fehlst mir so‘ usw.; ich hätte es gar nicht gern, wenn ‚sie‘ mir schreiben würde, wie öde das Leben ohne mich sei. Ein Mädchen, daß das tut und sich in solche wehmütigen Stimmungen hineinsteigert, übertreibt entweder oder weiß mit ihrer Freizeit nichts rechtes anzufangen. Da barmt sie ihm die Ohren voll und behauptet, die Trennung

könne sie nicht ertragen. Das hält sie dann für Liebe. Aber in Wirklichkeit kann sie vielleicht nur nicht ohne Privatconferencier auskommen. Und manche Soldaten glauben das auch noch. Schieben alles auf den Wehrdienst, sind unkonzentriert und unlustig. Das hilft doch nichts. Es ist viel schöner, wenn beide optimistisch sind und mit ein bißchen Schwung und Elan an ihrem Platz was dazu lernen.“

Ja, das glauben wir auch. Und nach anderthalb Jahren, wenn sie sich wieder in die Arme schließen, sind sie reifer und klüger fürs Leben und füreinander. Wie stolz wird unser Soldat sein, wenn die 18 Monate um sind und ihn sein Mädchen, trotzdem sie öfter allein tanzen war, nicht enttäuscht hat. Er wird sie um so mehr schätzen! Auch wenn ihm die Sache erst nicht geschmeckt hat und er etwas Eifersucht spürte. Ein guter Start für die junge Liebe, die – das sollte man nicht verschweigen – bestimmt auch dann oder gerade dann, wenn das Pärchen wieder zusammen ist, vor neue Probleme gestellt wird. Aber die beiden wissen ja bereits, was sie aneinander haben, und vielleicht wird am Ende daraus ein Bund fürs Leben?

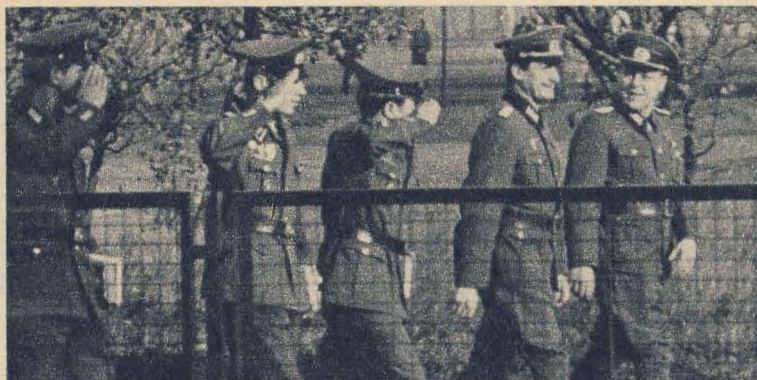
Ende gut, alles gut, möchte man da sagen; und um noch mal auf das Konflikt-Beispiel zurückzukommen: Unser erfundener Soldat hat ja von seinem Mädchen Bedenkzeit erhalten. Vielleicht ändert er seinen Standpunkt? Sie verlangt doch nichts unbilliges, und er würde sich selbst belügen, wenn er Kleinlichkeit und Mißtrauen für Liebe hält. Petra, Sie wollen noch etwas sagen?

„Ja, bitte. Als ich mich auf dieses Gespräch vorbereitete, habe ich einen so schönen Ausspruch von Rochefoucauld gefunden, den ich unbedingt noch zitieren möchte: ‚Trennung mindert mäßige Liebe und mehrt die starke, wie der Wind das Licht ausbläst und das Feuer anfacht‘.“

Na bitte!

L. K.

Auch die Unechten, Regimentskommandeur Bert Harkus (Manfred Zetzsche) und Politstellvertreter Kurt Weber (Hans Teuscher), werden im Truppenteil Schüler begrüßt



10 Tage, die ein Regiment erschüttern

„Ich habe keine Zeit Horst. Ich drehe jetzt einen Film – der Regimentskommandeur. Wir leben noch – alle gesund . . .“ Dieses Telefongespräch führte am 4. November 1971 gegen 15 Uhr Oberst Schüler, ein echter Regimentskommandeur in seinem Dienstzimmer. Hatte die Armee die Regie zu einem Armeestoff in die eigenen Hände genommen? War der bekannte Regisseur Lothar Bellag am Ende nur noch der künstlerische Berater des Kommandeurs Oberst Schüler? Nichts von alledem. „Ich drehe“ hieß: In meinem Truppenteil wird gedreht, aber: Das ist UNSER Film, ich stehe dahinter, der Stab, der ganze Truppenteil. Und die Bemerkung „Wir leben noch“ war sicher nicht mehr, als eine jener kleinen Floskeln, die unter Freunden ausgetauscht werden, wenn sie lange nicht miteinander gesprochen haben. „Noch hat uns die DEFA nicht geschafft“, diesen Sinn wollen wir keinesfalls hineinlegen, denn es herrschte

allerbestes Einvernehmen zwischen Filmleuten und Soldaten. Das besteht zwar generell, aber hier trat es auch praktisch so offensichtlich zu Tage, daß das mein erster und nachhaltigster Eindruck von den Dreharbeiten zu dem neuen Fernsehfilm „Der Regimentskommandeur“ war.

Große Ereignisse werfen ihre Bärte voraus

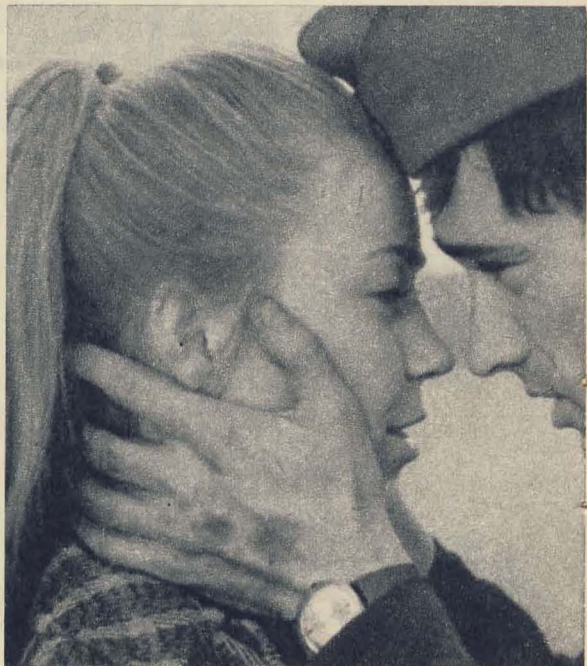
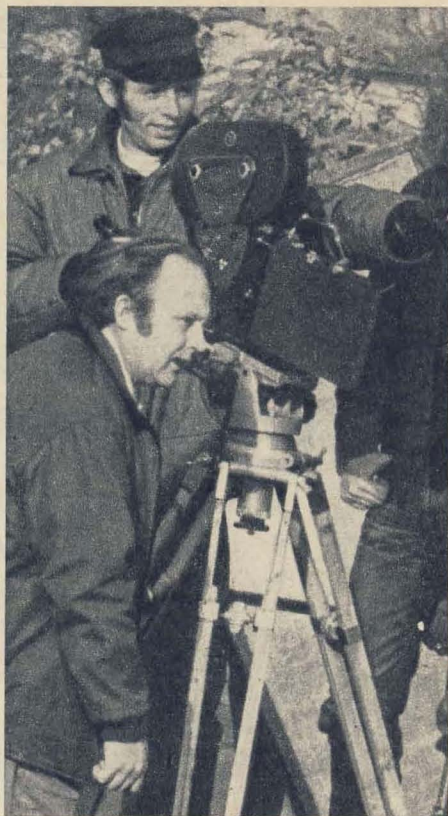
Sechs Wochen vor diesem vieldeutigen Telefongespräch sah die Sache etwas anders aus. Da nahte nämlich das Vorkommando des Drehstabs in Gestalt von sechs teils recht wild aussehenden jungen Männern mit Bärten, Wallehaar usw. Es war ein wenig shocking. „Na ja, Künstlermenschen!“ Die Sechs begannen einige

Orte der künftigen Spielhandlung ästhetisch aufzubereiten – Bellags Realismus ist schließlich kein Naturalismus. Die Sechs arbeiteten gut, und wenn man mit ihnen ins Gespräch kam, merkte man, daß es sich um äußerst schätzenswerte Zeitgenossen handelte, von denen einige sogar Reservendienstgrade aufzuweisen hatten. Nach sechs Wochen kamen die Sechs noch mal auf einen Sprung zum Kommandeur, nur um „Auf Wiedersehn“ zu sagen. Und sie holten sich dabei ein Autogramm auf das Gruppenbild, das sie gemeinsam mit der Leitung des Truppendeils für die Nachwelt und das Brigadetagebuch festgehalten hat. Gegenseitiges Bedanken. Für die freundliche Aufnahme und gute Unterstützung, für die gut geleistete Arbeit, die in Gestalt einiger erstklassig hergerichteter Räume zurückbleibt.

Dem Vorkommando folgte der Drehstab. Am 22. Oktober fiel die erste Klappe.

Zeit ist Glück

Das Sprichwort, wonach gut wird, was lange währt, gilt zumindest für die Filmemacher nicht. Sergei Eisenstein brauchte zu seinem „Potemkin“ nur ein paar Monate und schuf in dieser kurzen Zeit einen der weltbesten Filme. Mancher mittelmäßige Mann murkst ewig an seinem Opus herum und erreicht bestenfalls nur Mittelmäßiges, wenn nicht gar Murks. Der Aufwand an Zeit schlägt in der Kunst nicht in Qualität um. Lothar Bellag legte Tempo vor, und er tat gut daran. Ein Dramaturg, der sein Handwerk aus dem „ff“ versteht, hatte Walter Flegels Roman bekommen, um daraus eine Fernseh-sendung „Aus dem Manuskript gelesen“ zu machen. Der Dramaturg, sein Name ist schlicht und einfach Schubert, fand, daß damit der Stoff verschenkt sei und reichte den Roman seinen Kollegen von der dramatischen Kunst über den Tisch. So bekam ihn Lothar Bellag in die Hand und stieg sofort voll ein. Gemeinsam mit seinem Freund Joachim Tenschert, langjährigem Chefdramaturgen am Berliner Ensemble und dem Autoren des Romans Major Walter Flegel, begann die Arbeit am Szenarium. Die leistungsstarke Troika erreichte in einem unwahrscheinlichen Galopp das selbstgestellte Ziel, alle taktisch-technischen Unterlagen, sprich Szenarium und Drehbuch, zu schaffen, damit noch im Spätherbst 71 die Dreharbeiten beginnen könnten. (Leider ist es durchaus nicht die Norm, daß bei den Vorarbeiten zu einem Film von Alpha bis Omega alles gedeihlich vonstatten geht.)



*Regisseur Lothar
Bellag und Ka-
meramann Roland
Dressel lassen
Wallenstock
(Günter Simon)
,exen'*



*Glücklicher
Zedler (Peter
Reusse). Seine
Karin (Ilona
Brümmer) ist
endlich da.*

*Pelzer (Gerhard
Lau) muß sich
einiges von Harkus
sagen lassen...*

Die Troika hatte noch einen ganz speziellen Grund zur Eile: ihr saß der Winter im Nacken. Der Roman spielt unverwechselbar im Herbst. 10 Tage vor Abschluß des Ausbildungsjahres trifft Major Harkus von der Militärakademie kommend in Jesnack ein, und damit beginnen jene 10 Tage, die einen ganzen Truppenteil nebst der dazugehörigen Wohnsiedlung erschüttern. Die Überprüfung der Gefechtsbereitschaft, die Harkus vornimmt, wesentlicher Bestandteil von Roman und Film, vollzieht sich im herbstlichen Übungsgelände. Schnee kann Lothar Bellag da nicht gebrauchen. Denn er ist entschlossen, alle Einstellungen, vom Übungsgelände bis zum Ehebett, an Originalplätzen zu drehen und nicht im Atelier.

Also ist für Lothar Bellag und sein Kollektiv Zeit Glück. Da der Leser diese Anspielung vermutlich nicht zu deuten vermag, sei erklärt, daß der Regisseur mit Fernsehfilmen nach Büchern von Benito Wogatzki beträchtliche Erfolge und einen Nationalpreis erringen konnte. Daher der Name.

Und nach dieser Devise wird mit jeder Minute gegeizt. An einem Tage beispielsweise ist Bellag zu einer wichtigen Sitzung des Vorstandes des Verbandes der Film- und Fernseherschaffenden nach Berlin gefahren. Am Spätabend kommt er zurück. Die ganze DEFA-Mannschaft fährt gegen 22 Uhr per Bus zum Übungsgelände. Der Wald ist schon durch Beleuchterkunststücke illuminiert. Eine Artillerie-Abteilung steht mit Geschützen und Fahrzeugen zu den Dreharbeiten bereit. Das DEFA-Kollektiv steigt aus seinen Bussen und entfaltet sich. Ein Krad-Melder rast in halsbrecherischer Fahrt über den unebenen Waldboden hinweg, ein Artist auf seinem Krad. Es soll jenes neunte Bild entstehen, in dem Harkus nach dem Schießen Gasalarm gibt und damit die wundeste Stelle in der zurückliegenden Ausbildung bloßlegt. So ein militärisches Chaos ist offenbar schwerer herzustellen, als eine pikobello Lehrvorführung, zumal es echte Artilleristen schaffen sollen. Ehe die geeignete Fahrspur für die Abteilung und der beste Standpunkt für die Kamera gefunden sind, vergehen Stunden. Choreographische Übungen mit einer Fahrzeugkolonne im Übungsgelände bei Nacht. Und dabei macht all das nur eine Seite in einem Drehbuch mit 119 Seiten aus. Dem Regisseur geht bei all dem wie immer die Pfeife nicht aus, nur daß er sich für diesen Anlaß eine robuste, sozusagen geländegängige, mitgenommen hat. Man arbeitet konzentriert und friert erbärmlich. Denn es ist hundekalt geworden, als wollte sich der Winter jeden Augenblick präsentieren, der Winter, den Lothar Bellag und der Minister für Kohle und Energie jetzt partout noch nicht gebrauchen können.

Auf Entdeckungsreisen

In einem fürsorglich aufgestellten Zelt mit einem Kanonenöfchen mittendrin und ruhenden Soldaten im Halbdunkel sitzt auch ein Major und wärmt sich. Wir könnten ihn für einen „echten“ halten, wenn er nicht diese markante Nase und dieses energische Kinn hätte, die uns aus dem Kino und Fernsehen bekannt sind. Ist das nicht der Betriebsleiter, der im Spannungsfeld mit seinem Datentornado stand und der Kommissar, der erfolgreich nach Zoll fahndete, also Manfred Zetzsche? Er ist es.

Vielleicht sind die Stunden nach Mitternacht nicht die ergiebigsten für ein Gespräch aus dem kurzen Halt, zumal der Schauspieler das Kunststück fertig bringen muß, in Leipzig Theater zu spielen und in der „Taiga“ zu filmen. Jedoch, auch ein gespielter Regimentskommandeur muß jederzeit gefechtsbereit sein.

Für Manfred Zetzsche ist dieses „jederzeit gefechtsbereit“ auch noch mit einiger ideeller Artistik verbunden. Als Romulus der Große äußert er gemäß den Vorgaben durch den bürgerlichen Humanisten Dürrenmatt: „Ich bin Zivilist und habe die Offiziersehre nicht begriffen.“ Als Major Romberg in „Schlag 13“ und als Major Harkus muß er sie sehr wohl begriffen haben – als Verpflichtung eines Genossen der Sache, der Klasse und sich selbst gegenüber.

So also wird Bert Harkus aussehen, von dem jeder bisher seine eigene Vorstellung hatte. Von dem Oberst Schüler z. B. meinte, er habe in seiner Phantasie als kleiner, schlanker „Wühler“ existiert. „Aber nicht als Giftzwerg.“

Wie wird der Schauspieler Manfred Zetzsche seinen Harkus sehen und zeigen?

„Ich würde anders handeln, als dieser Mann.“ Die Diskrepanz zwischen seiner Auffassung von einem guten Kommandeur und ihrer Entsprechung durch Harkus schafft eine künstlerische Spannung, die ihren Reiz hat. Major Walter Flegel hat seinen Helden gewiß nicht als Modell zu einem Regimentskommandeur hochstilisiert, sondern als einen Menschen aus Fleisch und Blut, mit Vorzügen und Fehlern gestaltet. Der entscheidende Fehler von Harkus besteht eben darin, daß er glaubt, sein richtiges Ziel allein, gegen seine Stellvertreter und die Genossen seines Regiments durchsetzen zu müssen. Buch

wie Film wollen kein Lehrstück sein, was nicht heißt, daß es dabei nichts zu lernen gäbe. Manfred Zetzschs Vorhaben, Harkus als „runden Charakter“ zu zeigen, sein Interesse für den Menschen „unter der Uniform“ dürften sehr den Absichten der Filmautoren entgegenkommen. Um ihn rund zu machen interessiert sich der Leipziger Schauspieler für die Armee, unvorbelastet durch Erfahrungen mit der alt-deutschen, den er – Jahrgang 30 – grad noch davongekommen ist, interessiert er sich für Probleme der Menschenführung in der Armee und meint: „Die paar Tage bisher waren äußerst interessant. Es gibt Offiziere, mit denen man sofort Kontakt hat und auch andere, bei denen es länger dauert. Übrigens äußern jene, mit denen er bereits auf vertrautem Fuße steht: „Mit dem kann man Pferde stehlen.“ Na, ganz so schlimm wird es ja hoffentlich nicht werden, zumal die „Pferdeszene“ aus dem Roman nicht im Film vorkommen wird.

Die Kollegen vom Drehstab bescheinigen dem Schauspieler, daß er so echt wirke, daß ihn die neuereinstellten Soldaten vorschriftsmäßig grüßten, wenn sie ihm begegneten und von ihm äußerst exakt wiedergegrüßt wurden. Na, das sind Äußerlichkeiten, Anekdoten. Mehr über seine Rollenauffassung aber verrät uns noch die Bemerkung, daß er z. B. die große Auseinandersetzung mit Oberstleutnant Pelzer so spielen wolle, daß immer erkennbar bleibe, daß Harkus den Stellvertreter für Technik gewinnen wolle. Das soll im Disput anklängen.

Während also Manfred Zetzsch in das Wesen unserer Armee eindringt, um es richtig gestalten zu können, äußert er: „Aber Schauspieler bleibe ich trotzdem, auch wenn alle behaupten, ich würde einen guten Kommandeur abgeben.“

Ein Mann mit Hinterland

Blieben wir bei den großen Kontrahenten, die keine Feinde sind: Major Harkus und Oberstleutnant Kurt Weber, der Politstellvertreter. Die Filmfassung rückt ihre Beziehung zueinander in den Mittelpunkt. Ihre Freundschaft zu Beginn, ihre Konflikte, die sich aus unterschiedlichen Haltungen zu den Fragen der Gefechtsbereitschaft und Menschenführung ergeben und schließlich ihr wieder zueinander finden, nachdem beide einiges mehr begriffen haben und Lehrgeld bezahlen mußten.

„Daß der Freund mit dem Freund um der Sache willen in Konflikt gerät, gerade das gefällt mir“, sagt Weber-Darsteller Hans Teuscher, den ich irgendwo im Übungs- und Drehgelände entdeckt habe.

Außerdem freut er sich darüber, daß er für den Bildschirm nach seinem mörderischen Kapitän Sander in den „Rottenknechten“ eine positive Gestalt abliefern kann, sogar einen Parteifunktionär in der Armee. „Viele Parteisekretäre in Stücken und Filmen heißen nur Parteisekretär. Sie haben die richtigen, guten Argumente, aber sie besitzen keine Individualität, sind keine unverwechselbaren Persönlichkeiten.“

An der Rolle des Weber lobt er, daß sie „Hinterland“ habe, z. B. eine Familie, nicht nur eine Funktion. „So klein dieses Hinterland auch ist, es ist doch da.“

Daß es allerdings über Ausbildungsfragen Auseinandersetzungen geben könne, wundert ihn. „Ich dachte, da gibt es haarscharfe Pläne, da ist alles durch Befehle geregelt.“ Das dürfte ein schöpferisches sich wundern sein.

Kleinigkeiten

Die Arbeit der Filmleute findet reges Interesse und große Hilfsbereitschaft. Man zeigt den Schauspielern z. B., welche Arbeitsdokumente ein Batteriechef zu führen hat und wie ein Schema der Nahverteidigung aussieht, welche Kommandos beim Schießen gegeben werden und wie der technische Ablauf dabei ist. Kleinigkeiten, die aber das gesamte Werk herabsetzen, wenn sie nicht stimmen. Produktionsleiter Walter Ehle: „Der Regisseur kann sich vor Zuschauern manchmal kaum retten.“ Dabei werden die Grenzen zwischen Kunst und Leben fließend. Major Walter Flegel, der stets bei den Dreharbeiten anwesend ist, fragte ein Soldat: „Na Kumpel, wie fühlst Du Dich in Deiner Uniform?“ Und der vermeintliche Schauspieler antwortete schlagfertig: „Ganz gut. Ich trage sie schon 18 Jahre.“

Die Bibliothekarinnen des Truppenteils, die wissenschaftliche und die belletristische, berichten davon, daß die 17 Exemplare des „Regimentskommandeurs“ stets ausgeliehen sind. „Der Kommandeur war der erste, der es gelesen hatte.“

Hinsichtlich des Films, der sozusagen vor ihrem Fenster entsteht, äußern sie mit der leicht unterkühlten Skepsis von Leuten, die Kummer gewöhnt sind: „Wir werden ja sehn, ob wir enttäuscht oder angenehm überrascht werden.“

Na Mädchen, dann laßt euch mal überraschen!
Oberstleutnant Christian Klötzer

Mit mittelalterlichen Geschwindstücken oder Klotzbüchsen begann die Suche nach der Waffe mit hoher Feuergeschwindigkeit. Ihnen folgten die „Orgeln“, die bald zu Drehlingen entwickelt wurden. Das 19. Jahrhundert brachte die Revolverkanonen – auch Kugelspritzen genannt – hervor.



Sie standen der Maschinenwaffe schon recht nahe, ebenfalls die Mitrailleusen, die 1870 noch Geheimwaffen waren. 1883 entstand die erste automatische Schützenwaffe, die zum Urtyp des modernen MG wurde. Dieser weite Weg wird nachgezeichnet in den



Erinnerungen einer

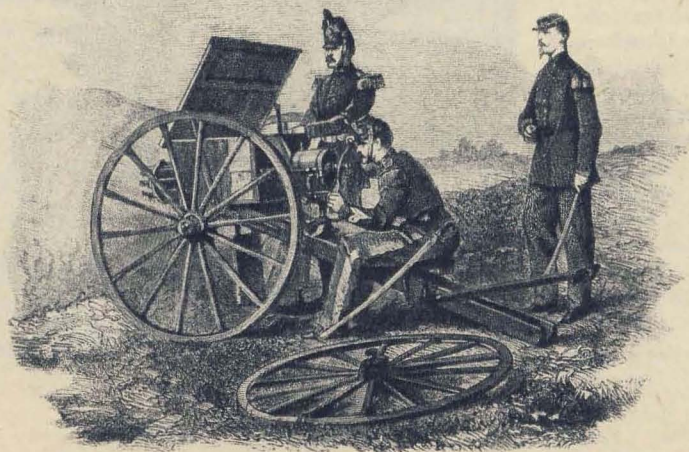


Ja, Freunde, so leicht wie der MG-Schütze auf dem Aufmachungsfoto hatten es die alten Schießfrüher nicht. Wenn man wie ich, die Idee von der vielschüssigen Waffe, seit einigen hundert Jahren die Hirne martert, kann man manches erzählen und sich ein Urteil erlauben. Ich gestehe, nicht immer regte ich zu Erfolg an. Mitunter war ich verschroben, dann der Zeit weit voraus. Mancheiner wurde durch mich zu überspitzten Konstruktionen verleitet, viele brachte ich

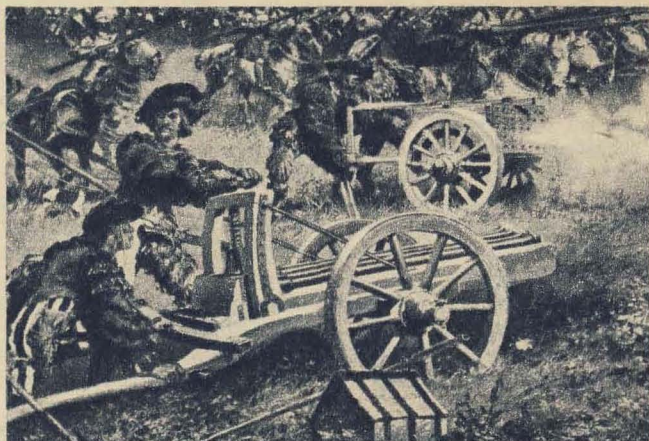
um den Schlaf, gar manchen um Hab und Gut. Zu meiner Ehrenrettung soll aber nicht verschwiegen werden, daß ich meine Träger meistens zu brauchbaren Werken verhalf.

Mit den Jahren schwindet die Erinnerung an Einzelheiten. Die Erstlinge der „Schnellfeuerwaffen“ sind mir doch noch gegenwärtig. Wie der Erfinder der Geschwindstücke hieß, das weiß ich nicht mehr. Den Versuch wagten Geschützmeister in aller Herren Länder. Doch sie mach-

ten was aus mir. Durch jede Kanonenkugel ging ein Bleiröhrchen, durch das der Feuerstrahl des vorgelagerten Pulvers auf die nächste Ladung übertragen wurde. So sausten die Kugeln nacheinander aus dem Rohr. Gar nicht übel war die Sache, nur recht zeitaufwendig. Da traten die „Orgelbauer“ auf. Sie verleitete ich zum Bau vielrohriger Waffen. Schon im niederländisch-spanischen Kriege, 1568–1608, kamen ihre Orgelgeschütze zum Einsatz. Die bis



Kurz nach dem Aufkommen der Feuerwaffen bewegte die Schützen der Wunsch nach der vielschüssigen Büchse. Geschwindstücke; der Name weist darauf hin, waren die ersten mehrschüssigen Waffen. Ihnen folgten die „Orgeln“. Das waren mehrere Rohre auf Radlafetten oder in Blöcke gefaßte Musketenläufe. Sie ermöglichten die Abgabe von wirkungsvollem Salvenfeuer.



Im Januar 1882 wandte sich ein gewisser Monsieur L. Christophe, seines Zeichens Erfinder und Konstrukteur für Festungs- und Schiffsgeschütze und entsprechende Munition, an das königlich-sächsische Kriegsministerium und bot seine Mitrailleuse an. Das Kartätschengeschütz wich wenig vom französischen Vorbild ab. Lediglich sein Mechanismus wies einige Verbesserungen auf.

Aufbauend auf die guten Traditionen im Waffenbau, die von den Brüdern Hlek, von Karel Krnka und einer ganzen Reihe anderer tschechischer und tschechoslowakischer Konstrukteure begründet wurden, zählen auch gegenwärtig die Schützenwaffen – und vor allem die automatischen Waffen – zur Weltspitze. War vor Jahren das Modell Bren, das auch in England gefertigt wurde, das Standard-MG, so ist es jetzt das Universal-MG.



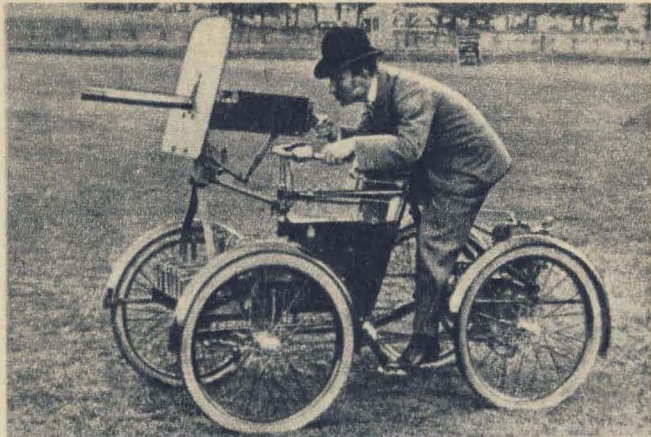
zu 64 Musketenläufe, zu acht Reihen in einem Block zusammengefaßt, ergaben ein schönes Salvenfeuer. Major von Schill verwendete noch 1809 vor Stralsund eine solche Waffe mit elf Flintenläufen.

Und wie das so ist, die Leute sind nie zufrieden. Die „Orgeln“ waren zu klobig und schwer. Deshalb bündelten dank meiner Einwirkung einige gewitzte Erfinder die Läufe, machten sie um die Mittelachse drehbar und konnten so, je nach Drehgeschwindigkeit, Schnellfeuer abgeben. Drehlinge nannten sie ihre Büchsen, später hießen sie Revolverkanonen.

Was ich mir dabei dachte, die Waffentechniker zur Erfindung des Espagnols zu bewegen, weiß ich heute nicht mehr. Jedenfalls begannen sie Mitte des 19. Jahrhunderts, das System der alten Geschwindstücke mit dem der „Orgeln“ zu kombinieren. Bis zu zehn Läufe waren auf einem Karren befestigt, und aus jedem konnten 16 bis 32 Kugeln durch einen langsam brennenden Zündsatz nacheinander abgefeuert werden. Allerdings war damit im Gefecht kein Blumentopf zu gewinnen, denn die Dinger mußten vor dem Kampf in einer Werkstatt geladen werden.

Auch Herr Steinheil, der zu dieser Zeit von mir beeinflusst war, hatte mit seiner „Kugelschleuder“ kein Glück. Bei dieser einrohrigen Waffe sollten durch die Drehgeschwindigkeit eines Rades die Geschosse aus dem Rohr geschleudert werden.

Da war der amerikanische Erfinder Gatling besser beraten. Seine Konstruktion, ein mechanischer Mehrlader mit sechs bis zehn gebündelten Läufen war wirklich etwas neues. Die Läufe mußten mit einer Handkurbel wie bei der Revolverkanone um die Längsachse gedreht werden. Dahinter befand sich ein Trommelmagazin aus dem durch den Kurbeltrieb die Waffe geladen



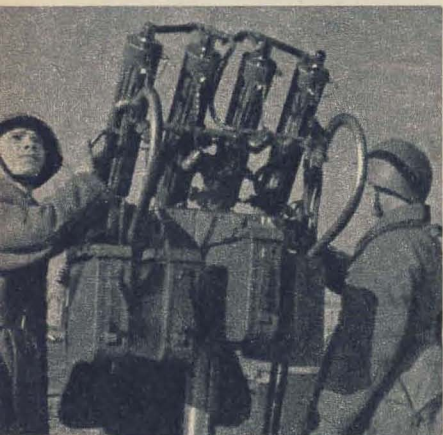
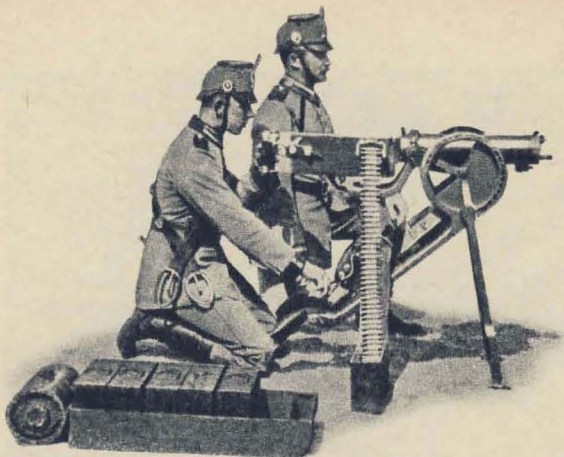
Das MG leicht transportabel zu machen, war von Anfang an das Bestreben der Konstrukteure. Auch Herr Simms versuchte es, hier mit Fahrrad. Später zogen es Pferde und Hunde. Die Maschinenpak (überschweres MG) aus England hatte Kettenantrieb.



und die Hülsen ausgeworfen wurden. Die Feuergeschwindigkeit lag immerhin bei 200 Schuß/Minute. Hurra! Das war ein echter Fortschritt, die mechanische Waffe war da! Im amerikanischen Bürgerkrieg bewährte sie sich gut. Nun folgte ein System dem anderen, denn es spukte förmlich in den Köpfen der Waffenkonstrukteure. Etwas abweichend vom „Gatling“ entwickelte der belgische Hauptmann Fafschamps eine Mehrladewaffe, die bei den Franzosen

landete und dort Mitrailleuse, die Kartätschen schießende, genannt wurde. Sie ging in vielen Varianten um die Welt. Eingesetzt wurde sie aber wenig, weil, wie der Krieg 1870/71 zeigte, ihre parallel eingebrachten Bohrungen zu wenig Streufire hervorriefen.

1873 ließ sich der Schwede Nordenfeldt einen Mehrlader patentieren. Ich hatte ihm einge-
flößt, die Läufe wieder nebeneinander anzuordnen. Das Kurbelprinzip behielt er bei. Im



MGs vom Typ Maxim fand man bei allen Armeen der Welt – bis nach dem zweiten Weltkrieg. Maxim 08 in Deutschland, mehrmals verbessert, zum leichten MG entwickelt; Maxim 1910 in Rußland und der Sowjetunion, zur Luftabwehr als Zwilling und Vierling gebaut; in Mexiko, Japan, Griechenland, und im zweiten Weltkrieg von den bulgarischen Truppen eingesetzt.



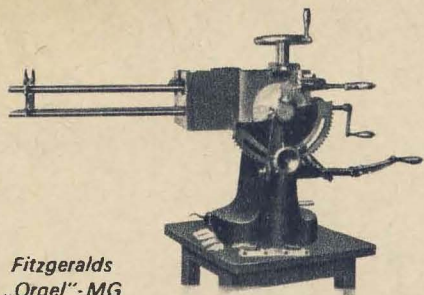
Grunde arbeiteten alle Erfinder dieser Zeit nach dem Gatling-Prinzip. Sie veränderten und verbesserten hauptsächlich die Mechanismen. Lowells Battery Gun, Hotchkiss Revolving Cannon, Claxtons Rifle Battery und immer wieder Catlings Typen waren die bekannten mechanischen Waffen. Als ich beim alten Fitzgerald, einem britischen Major, eindrang, muß ich wohl nicht ganz da gewesen sein. Wollte der Gute ein modernes

Orgelgeschütz oder gar das erste MG bauen? Seine Erfindung sah jedenfalls so aus. Sechs Läufe in zwei Reihen, von einem riesigen Kühlkasten umgeben, das alles auf einem Sockel, machte das Ding klotzig und zu schwer. Mit zwei Gehilfen mußte er das „Orgelmaschinengewehr“ bedienen. 204 Schuß in drei Minuten waren die Leistung. Aus dem Feldegeschlagen wurde Fitzgerald von Maxim. Bei einem Vergleichsschießen schoß Ma-

xims erstes MG 230 Schuß in 30 Sekunden. Diese Erfindung leitete die Ära der automatischen Waffen ein, sein MG wurde zum Urtyp aller heutigen Maschinenwaffen. Das völlig Neue, das Maxim aus mir machte, war, daß er die Rückstoßkraft jedes Schusses als Energiequelle ausnutzte, um die Waffe selbsttätig arbeiten zu lassen. Der Schütze brauchte nur noch zu richten und den Abzug zu betätigen. Jetzt war meine hohe Zeit gekommen. Lange Namenslisten könnte ich aufstellen, wollte ich alle MG-Konstrukteure seit Maxim nennen. Ein paar von ihnen sollengenügen. Gehen wir alphabetisch vor:

Da wären Mister Browning aus den USA, der Italiener Cei-Rigotti zu nennen, Gospodin Degtjajow aus Rußland, dessen MG noch heute in moderner Form gebräuchlich sind, zählt dazu, wie auch Monsier Garand, der eines der ersten IMG baute. Nicht zu vergessen die tschechischen Brüder Hlek und Signore Revelli, der für Fiat konstruierte. Schmeisser und Schwarzlose waren bekannte deutsche MG-Konstrukteure und der russische Schlosser Simonow gab, wie auch Tokarew, der Roten Armee Qualitätswaffen. Kalaschnikow ist einer seiner Schüler – und dessen MG kennt ihr alle bestens. Über die Arbeitsprinzipien moderner Maschinenwaffen große Reden zu halten, hieß offene Türen einrennen. Über 500 Jahre wirkte ich. Heute wird mich keiner zur Entwicklung einer völlig neuen Maschinenwaffe mehr brauchen. Wissenschaft und Technik sind soweit gediehen, daß durch ausgezeichnete Werkstoffe und Verfahren die Waffen ständig weiter verbessert werden können. Hier bin ich noch nützlich. Immer leichter werden die MG; euer IMG ist ein Musterbeispiel dafür. Wenn ihr es nutzt, denkt gelegentlich einmal daran, daß fast 500 Jahre bis dahin vergehen mußten.

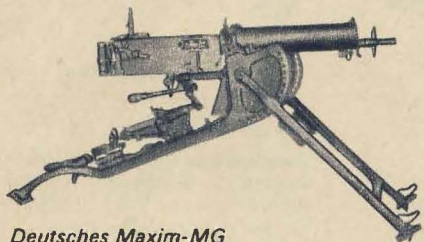
Eure Idee vom MG



*Fitzgeralds
„Orgel“-MG*



Sowjetisches sMG Gorjunow

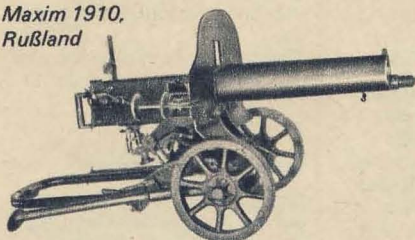


Deutsches Maxim-MG

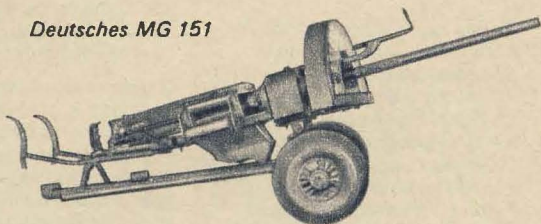


sMG-Kalashnikow

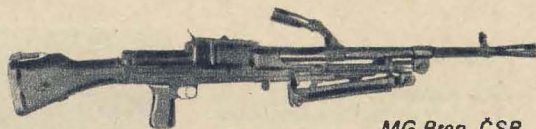
*Maxim 1910,
Rußland*



Deutsches MG 151

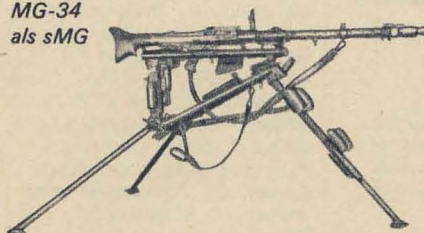


Hotchkiss auf Dreibein



MG Bren, ČSR

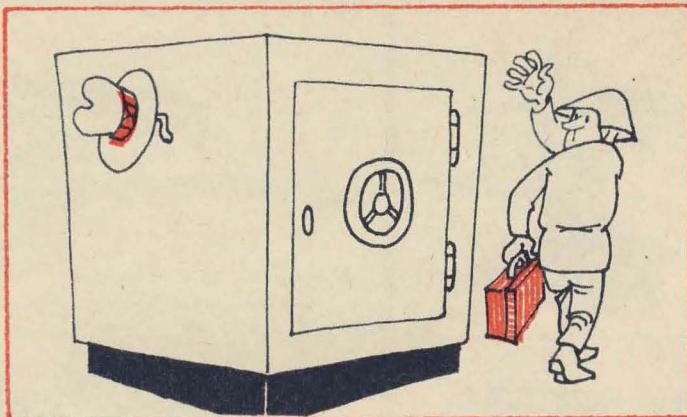
*MG-34
als sMG*



Deutsches MG 13, Dreyse



Sowjetisches Kompanie-MG



Illustrationen: Klaus Arndt

Internationalisten

Könnten Sie mir etwas über die Struktur der Internationalen Brigaden im Spanienkrieg mitteilen?

Unterfeldwebel Herrmann, Schwerin

Es gab sechs Brigaden, die in Kompanien, Bataillone und Spezialeinheiten gegliedert waren. Eine Brigade war 3000 bis 5000 Mann stark. Zu ihrem Bestand gehörten neben den Infanteriekompanien Artillerie-, Panzerabwehrbatterien, Pionier-, Nachrichten-, Versorgungs-, Sanitätskompanien und Kavalleriezüge.

Rechtssprecher

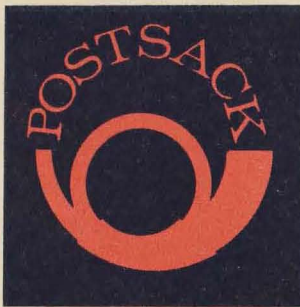
Jetzt werden ja wieder Schöffen für die Militärgerichte aus den Reihen der Armeeangehörigen gewählt. Mich interessiert, ob hierfür ausschließlich Offiziere oder auch Soldaten ausgewählt werden. Unterfeldwebel Käßler, Erfurt

Das Verhältnis der Schöffen bei den Militärgerichten ist ungefähr folgendes: 10–15% Soldaten, 65–70% Unteroffiziere, 20% Offiziere. Lediglich bei den Militärobergerichten sind zwei Drittel der Schöffen Offiziere, ein Drittel sind Unteroffiziere. Gewählt werden können Armeeangehörige, die das 21. Lebensjahr vollendet und mindestens drei Monate Wehrdienst oder Wehersatzdienst geleistet haben.

Gehört in die Andenken-Schachtel

1967 wurde ich nach dreijähriger Dienstzeit entlassen und bekam dabei das Reservistenabzeichen. 1968 wurde ich reaktiviert. Bin ich jetzt noch berechtigt, dieses Abzeichen zu tragen? Oberfeldwebel Möller, Grimmen

Das wäre ein Anachronismus, denn das Abzeichen ist eine Auszeichnung für gediente Reservisten, also für ehemalige Armeeangehörige. Als Aktiver sind Sie das natürlich nicht mehr; das Abzeichen hat jetzt „Schonzeit“.



Steckenpferd

Ich bin Offizier der Polnischen Armee und sammle Dienstgradabzeichen. Wer kann mir entsprechende Effekten der NVA schicken?

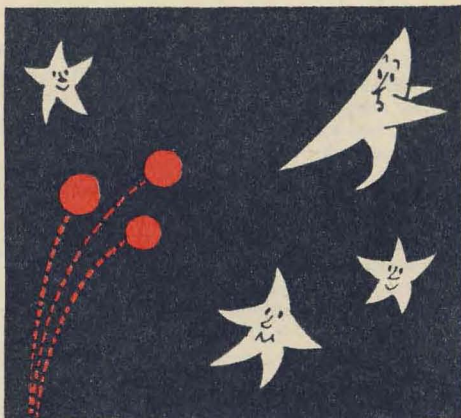
Wlodzimierz Stukus, Warszawa 59/P 4, ul. Banacha 2

Ruf an Ex-Seeleute

Zwecks eines Reservistentreffs werden alle Genossen gesucht, die von 1968 bis 1971 bei der Volksmarine auf den Booten „Kamenz“ und „Eisenach“ dienten. Sie möchten sich brieflich melden bei Obermaat d. R. Holger Herbig, 705 Leipzig, Mariannenstr. 17

Verpönter Egoismus

Meinen Dank für die Antwort auf die Anfrage des Herrn Ing. Grieger (AR 10/71). Meine Antwort wäre nicht so höflich ausgefallen. Die von Herrn Grieger angeführten ökonomischen Überlegungen sind nach meiner Meinung nur ein Deckmantel, um die Einstellung dem Staat gegenüber zu verstecken. Er meint wahrscheinlich seine eigene Ökonomie. Wenn er betont, daß gerade der VIII. Parteitag darauf hingewiesen habe, daß ein Ingenieur im Betrieb nützlicher sei als in der Kaserne, so muß ich sagen, daß mir eine solche oder ähnliche Formulierung nicht aufgefallen ist. Es ist gut, daß nicht die „Griegers“ festlegen können, wann und wo es notwendig ist, die Pflicht unserem Staat gegenüber zu erfüllen. Jedem Wehrpflichtigen müßte schon bei seiner Studiumbewerbung klar gemacht werden, daß er nicht um seine Wehrpflicht herumkommt. Wilhelm Armbruster, Schwarzenberg



Auf und ab

Unter der Verkündung der neuen Anschrift des FCV habt Ihr im Postsack des Novemberheftes eine lustige Zeichnung hingebaut. Aber wenn Ihr Zeichner meint, daß der Vorwärtsball auf der Oder abwärts treibt, dann hat er sich getäuscht. Wir Frankfurter lassen unsere Mannschaft nicht abtreiben. Vorwärts wird seinen festen Ankerplatz an der Spitze behalten!
Gerd Helmschrodt,
Frankfurt/O.

Um allen Mißverständnissen aus dem (Wasser)-Weg zu gehen – und weil alles noch im Fluß ist – präsentiert unser Zeichner jetzt einen garantiert aufwärts treibenden Fußball. Beachten Sie vor allem die Seitenwinde aus der Strausberger Gegend!

Der „Anflug“ haute hin

Am besten von allen DEFA-Filmen mit militärischem Thema hat mir „Anflug Alpha 1“ gefallen. Die DEFA soll weiter so machen, denn so wird die NVA gut charakterisiert.
Unteroffizier Hofmann, Leipzig

Bruchlandung?

„Anflug Alpha 1“ zeigt wunderbare Aufnahmen der Technik, daß einem das Herze lacht. Aber die Menschendarstellung bleibt blaß, trotz ORWO-Color. Alle Helden des Films werden bald aus meiner Erinnerung verschwunden sein.
Oberfeldwebel Hartmann, Borna

AR-Typenblätter-Markt

Biete: Typenblätter gegen DDR-Briefmarken.

Michael Riebenstahl,
47 Sangerhausen,
Karl-Marx-Str. 10.

7- bis 9jährige Sammlung verschiedener Typen.
Hans Sedlmair, 110 Berlin,
Prenzlauer Promenade 185.

Verkaufe komplett ab 1/1962 (etwa 420 Stück) sowie 130 Typenblätter aus „Jugend und Technik“.

Thomas Berger, 43 Quedlinburg
Lange Gasse 22.

Typenblätter, Seitenrisse aus „AR“, „Militärtechnik“, „Luftverteidigung“, „Volksarmee“, suche Fotos, Typenblätter, Seitenrisse von Flugzeugen des zweiten Weltkrieges. Gebe ab: Hefte „Illustrierte Reihe für den Typensammler“, „Aerotyp“-Hefte, „Panzer und Schützenwaffen der NATO“, Marinekalender 1960–1972, Motorkalender 1965–1969.
Manfred Matschke,
1241 Langewahl,
Neu Golmer Str. 8.

Suche: Schiffe, biete Briefmarken aus aller Welt.

Wolfgang Wiech,
15 Potsdam, PSF 3123/T.
Typenblätter aller Art, Offizierschüler
Hans-Jürgen Heurich,
87 Löbau, PSF 5037/L2.

Flugzeuge bis Jahrgang 1969, auch aus der „Luftverteidigung“.
Christian Günzel, 9117 Mühlau,
Karl-Marx-Str. 60.

Wie ein Stern ...

Welche Farben gibt es bei den Leuchtpatronen, welche taktische Bedeutung haben sie?
Volker Lange, Stadtroda

Die wichtigsten Munitionsarten für die Leuchtpatronen sind Signalpatronen 1 bis 3 Stern rot, 1 bis 3 Stern grün, Rauch rot, Rauch blau und die Leuchtpatrone gelb. Eine für alle verbindliche Bedeutung der Signale besteht nicht, die Kommandeure legen sie entsprechend der Gefechtslage selbst fest.

Vergessene Beste?

Im Frühjahr 1971 wurde ich mit dem Bestentitel ausgezeichnet, der Befehl wurde auch verlesen, nur habe ich bisher noch kein Abzeichen und keine Urkunde erhalten. Obwohl ich die Sache schon des öfteren meinen Vorgesetzten vorgetragen habe, hat sich da noch nichts geändert.

Stabsmatrose Städter, Bug

Andere Namen – gleicher Rang

Gibt es in der NVA außer Generaloberst Keßler noch einen zweiten Generaloberst?
Axel Klein, Jena

Nein, aber Admiral Verner, Stellvertreter des Ministers und Chef der Politischen Hauptverwaltung der NVA, trägt einen Dienstgrad, der auf gleicher Ebene liegt.

F(I)unkerei

„Eva, die Funkerin“ im Novemberheft war Klasse. Als Funker möchte man ja gern wissen, wer so alles an den Gegenstellen sitzt. Manchmal möchte man ja den Funkern am anderen Ende sonst etwas an den Kopf werfen, wenn sie ein ungeheures Tempo vorlegen. Daß es aber solche charmanten Genossinnen sein können, hätte ich mir nie träumen las-

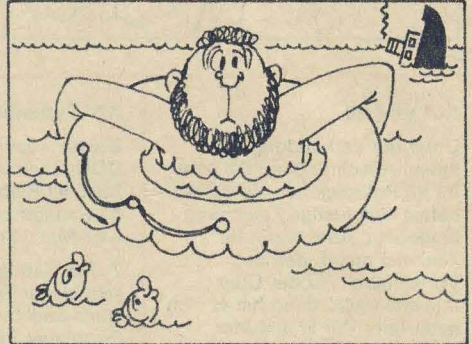
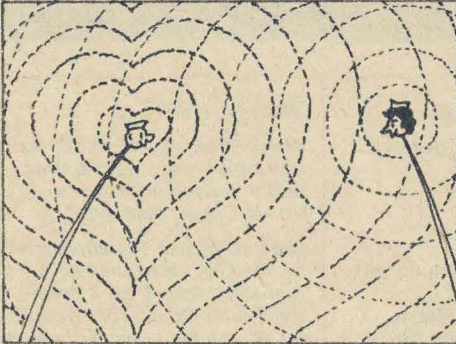
fertig bringt, mit brennender Zigarre über den Alex zu gehen. Nicht zu sprechen von den Leutnants und Hauptleuten. Da gehört es schon bei vielen zur Regel, daß die Zigaretten brennen.
Unterfeldwebel Otto, Leuthen

Selbst getroffen

Im November-Postsack mokiert sich Matrose Heinhold über die

„Kavaliersdelikt“. Er sollte wissen, daß die Dienstvorschriften auch und gerade unter den Augen der Öffentlichkeit exakt zu erfüllen sind.
Unterfeldwebel d. R.
Hoplitschek, Staßfurt

Überrascht darüber, daß ein Angehöriger der NVA sich „heldenhaft“ für die Deckung eines Wachvergehens einsetzt, möchte ich Matrosen Heinhold



sen. Nun hätte ich an die Hübschen eine Bitte: Denkt daran, daß an den anderen Enden Genossen sitzen, die ein Tempo 21 nicht hören. Geht bitte auf „q r s 14“ ein. Ich bin auf der R 125 und da reicht dieses Tempo. Manchmal muß ich aber in der Funkzentrale aushelfen, und da ist das ein bißchen knapp.
Unteroffizier Grunner, Klietz

„Rauchen in der Bewegung“

Ich bin bestrebt, die Dienstvorschriften mit all meinen Kräften zu erfüllen. Aber wenn man dann nach Cottbus, Berlin oder Strausberg kommt und ständig mit Verstößen von Soldaten und auch Offizieren konfrontiert wird, ist man leicht schockiert. Zum Beispiel gibt es immer wieder Ärger mit den Rauchern. Vor jedem Ausgang und Urlaub werden wir darauf hingewiesen, daß in Uniform auf der Straße möglichst nicht geraucht werden soll. So, und dann muß man feststellen, daß es schon ein Oberstleutnant

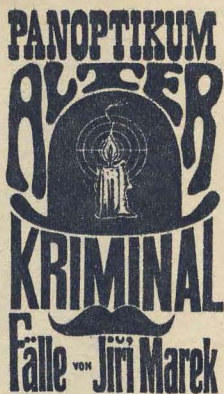
Anfrage von Karl-Heinz Dörfel bezüglich des schlechten Verhaltens eines Postens vom Objekt Prenzlau. Die Meinung des Matrosen ist zu traurig und gefährlich, um darüber nur mitleidig lächeln zu können. Er gibt einerseits zu, daß das Verhalten des Postens eine verbotene Handlung darstellte, andererseits verniedlicht er den Vorgang, indem er ihn – zwischen den Zeilen – als menschlich verständliche Schwäche hinstellt und prangert den Einsender noch dazu indirekt als „Petzer“ an! Das ist ein Volltreffer des Matrosen ins eigene Schiff!
Gerhard Peschel, Berlin

Ich habe sicher schon mehr Wache gestanden, als der Genosse Heinhold jemals stehen wird. Ich maße mir also an, etwas mehr „Ahnung“ zu haben. Kann man einen schlechten Zustand mit stillschweigendem Konstatieren oder allgemeiner Kritik ohne Namen und Adresse verändern? Genosse Heinhold betrachtet das Wachvergehen als ein

meine Meinung sagen. In Ihrer Stellungnahme verbergen sich eine Reihe „Tugenden“, die einem Volksarmeeangehörigen fremd sein sollten. Das reicht von der Billigung einer kritikwürdigen Handlung bis zur falschen Auffassung von Kameradschaft, wobei Sie sich sogar noch auf die Solidarität anderer stützen wollen.
Hauptmann a. D. Zellmer, Rathenow

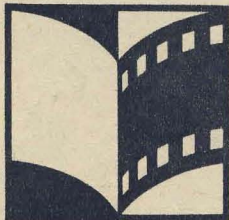
Formell gesehen hat Herr Dörfel recht, wenn er die Handlungsweise des Postens kritisiert. Er sollte sich aber einmal Gedanken über den täglichen harten Dienst des Soldaten machen. Daß er dann einen Genossen auf diese Art und Weise rügt, finde ich undankbar und unfair. Grobe Vergehen müssen und werden auch bestraft werden. Aber in dem Falle: Wo bleibt das so oft strapazierte Füreinander-Miteinander?
Herr Dörfel hätte gewiß besser daran getan, den Posten an Ort und Stelle auf sein Vergehen aufmerksam zu machen.
Gefreiter Becher, Cottbus

Jiří Marek: Panoptikum alter Kriminalfälle



Verlag Volk und Welt 1971,
321 Seiten, 8,40 Mark

Man glaubt gern, daß, wie im Klappentext des Buches behauptet, dieses Buch, als es 1968 in Prag erschien, Bestseller war und auch vom Fernsehen aufgegriffen wurde. Krimis, natürlich, da ist die Nachfrage sowieso groß. Aber diese Geschichten haben ihren besonderen Reiz. Der Autor erzählt alte und ältere Kriminalfälle neu. Das allein ist im Grunde nichts Neues. Aber wie er das macht, das verdient schon besondere Beachtung. Hier werden nicht einfach Fälle nachgeschrieben, es wird auch nicht gesponnen und zusammenkonstruiert, jede dieser Geschichten hat Pfiff. Da wird das Lesen zum Vergnügen. Der Autor versteht es, den Leser bei der Stange zu halten, ob er nun die Gruselstory erzählt, von der in einem Backtrog eingegipsten Leiche, ob er mit Schweißschalkhaftigkeit die Kriminalisten charakterisiert, daß einem mehr als einmal das Schmunzeln überkommt, ob er charmant und seiner literarischen Mittel sicher Schuldige und Unschuldige nachzeichnet und sie mit wenigen Strichen unverwechselbar macht. Das alles hat viel Witz, ist auch in den härtesten Geschichten taktvoll, überaus vergnüglich, meist auf den Punkt pointiert, wie es vielleicht mit dieser schelmischen Hintergründigkeit, in dieser gerisse-



nen Naivität nur tschechische Autoren können, die bewußt oder unbewußt beim Altmeister Hašek in die Schule gegangen sind.

Es gibt viele Leichen in diesem Buch, Ermordete natürlich, es gibt auch Leute, die sich einbilden, Mörder geworden zu sein, nur weiß der Ermordete nichts davon, es gibt allerlei Groteskes, Komisches, Skurriles, Deftiges, aber vor allem gibt es eine für Krimis ungewöhnliche Lebenswürdigkeit. Ich habe nicht oft ein Buch in der Hand gehabt, dessen Spannung einen von der Seite reißen will, das aber auch zwingt, auf die überlegt pointierte Wendung, die Floskel, den Satz zu achten, wobei die Übersetzer, es soll ausdrücklich erwähnt sein, an der vorliegenden Fassung gewiß ihren Anteil haben. Kurz und gut: Eine runde Sache, ein Buch, das viel Spaß macht, das in menschliche Abgründe führt und dabei noch vergnüglich ist. Eine Menge Unterwelt, Schattenseiten des Lebens, dabei voller leiser Ironie und gutmütiger Boshaftigkeit – typischer und unproblematischer Pausenfüller.

Claus

Eine Neuauflage erscheint im IV. Quartal.

Salut, Maria!

Dieser Gruß gilt einer Frau, die mit vollem Recht von sich sagen kann: „Mein ganzes Leben, meine ganze Kraft habe ich dem Herrlichsten in der Welt, dem Kampf für die Befreiung der Menschheit gewidmet.“ Diese Frau heißt Maria Fortus und lebt in Moskau. Ihr Schicksal inspirierte den sowjetischen Regisseur Jossif Cheifiz zu seinem neuesten Film, weil sich in ihm zugleich das Schicksal einer ganzen Generation spiegelt. 1918, in der Hafenstadt Cherson nimmt Maria an Aktionen teil, die gegen den Aufenthalt ausländischer Truppen in ihrem Land gerichtet sind. Bei dieser Gelegenheit lernt sie den spanischen Matrosen Pablo kennen. Beide verlieben sich ineinander. Doch das gemeinsame Glück ist kurz. Die Truppen müssen das Land verlassen und mit ihnen geht auch der geliebte Mann, der einzige, den Maria zurückhalten möchte und von dem sie ein Kind erwartet. Viele Jahre später erst treffen sie wieder zusammen. Pablo, der Kommunist, kam als politischer Emigrant nach Moskau. Als er nach Spanien zurückkehrt, geht Maria mit ihm, um ihn dann, im Kampf für die Spanische Republik für immer



Autorenkollektiv: Schiffsmaschinenbetrieb

Mit diesem Buch haben maßgebliche Fachleute ein umfassendes Werk über alle Zweige des technischen Schiffsbetriebes geschaffen. Es unterrichtet den Leser über die jeweilige Aufgabe, Funktion und die speziellen betriebstechnischen Besonderheiten der zahlreichen Maschinen und maschinellen Einrichtungen an Bord.

Die Autoren haben großen Wert darauf gelegt, möglichst viele und wichtige betriebstechnische Hinweise zu geben, ohne die Erläuterung der grundlegenden Zusammenhänge zu vernachlässigen.

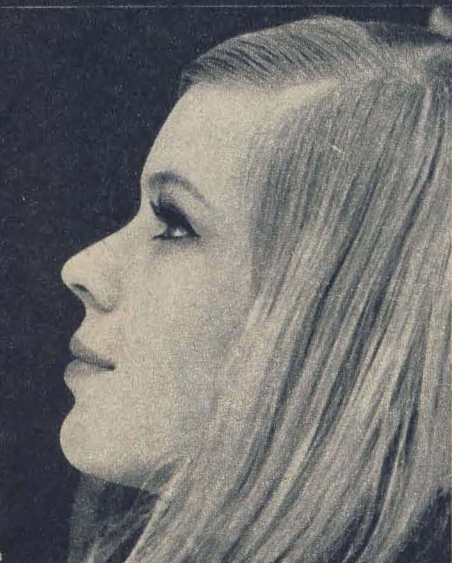
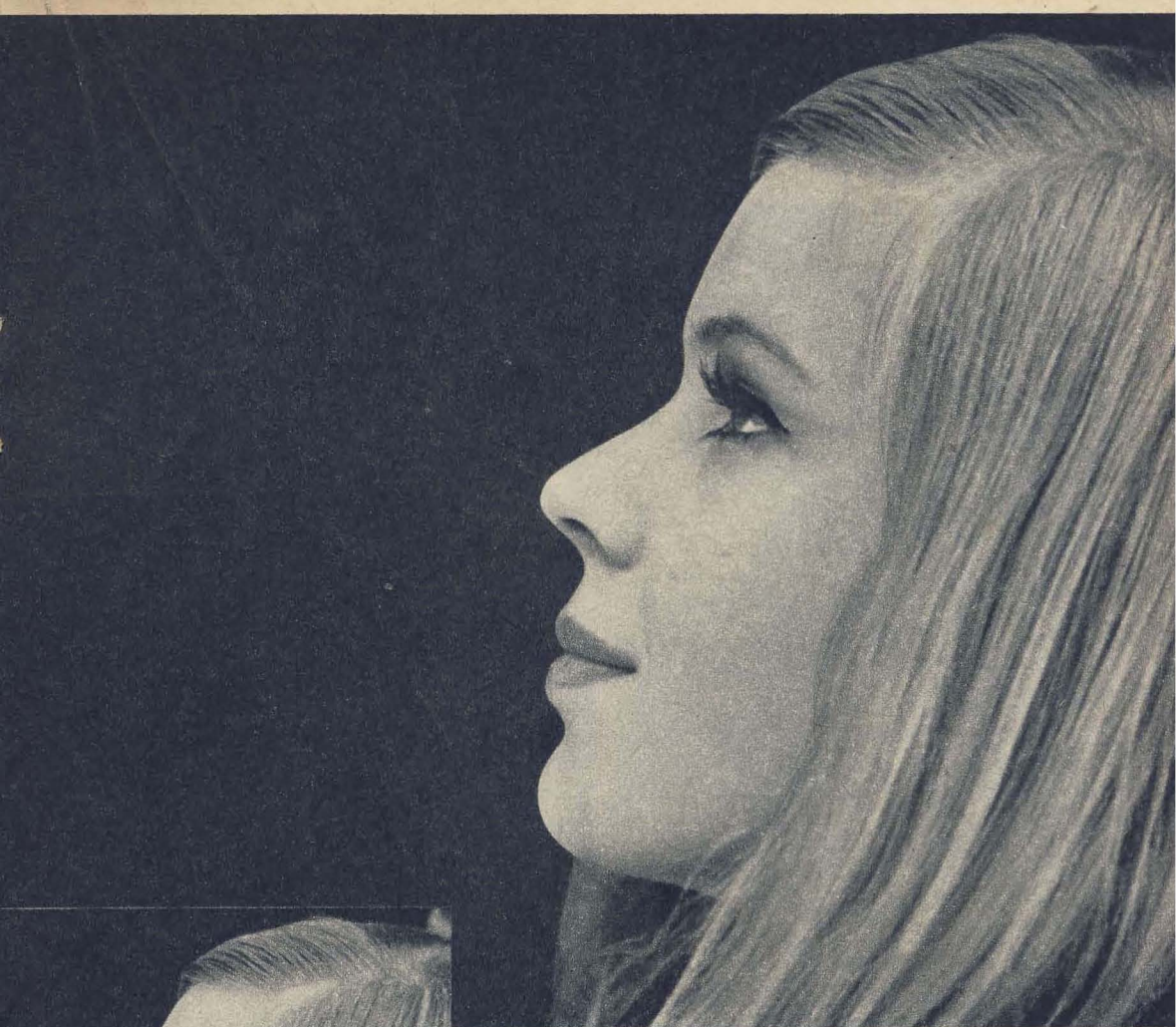
VEB Verlag Technik, Berlin,
784 Seiten, Preis: 60,- Mark



zu verlieren. Auch ihr Sohn wird Opfer des faschistischen Terrors. Allein verläßt Maria das Land. Ihr Schmerz ist groß. „Doch wisse, wenn du hingefallen bist und keine Kraft mehr hast zu gehen, du kannst noch einen Schritt tun“, ist das Leitmotiv ihres Lebens. Maria tut diesen Schritt. Als der gleiche Feind, der in Spanien seine Generalprobe inszenierte, ihr Land überfällt, steht Maria wieder an vorderster Front. Salut, Maria!

-er





Heinz Kahlau
*Wenn du
nicht da bist*





*Wenn du nicht da bist,
hab ich noch immer,
was du gesagt hast
und dein Gesicht.*

*Von deinen Worten
behalt ich am längsten
die leisen.*

*Fast ihren Klang nur,
das Streicheln.*

*Dann sind da solche,
die weh tun.*

Schwer zu vergessen.

*Von den Gesprächen wird bleiben,
nur was uns neu war.*

*Wo die Gedanken sich trafen. Da
ist der Klang deiner Stimme
am wenigsten weiblich.*

*Aber
sehr menschlich.*

*Nie zu vergessen
ist dein Gesicht.
Schönheit vergißt man mitunter
durch Nähe.*

*Mir aber ist dein Gesicht so
lebendig wie Erde.*

*So sehr sind
Gesichter es selten.*

*Wenn du nicht da bist,
weiß ich ganz sicher,
was du gesagt hast
und dein Gesicht.*



Kompaniechef Wassiljew hatte vorne nur künstliche Zähne. Vielleicht lächelte er deshalb so selten. Neunzehnhunderteinundvierzig war er das dritte Jahr auf der Seefahrtsschule, und die wurde an die Front geworfen. Nach dem Landungsunternehmen bei Noworossijsk lag er ein halbes Jahr in Lazaretten herum – ein Kolbenhieb hatte ihm das Gesicht zerschlagen. Seine Nasenwurzel hatte ihre Form verloren, bei jedem Atemzug piffte die Luft durch seine zerquetschte Nase, und wenn Wassiljew gereizt war, rollten seine Augen, und die weißen Härchen zwischen seinen Brauen stiegen ihm zu Berge.

Wassiljew war mittelgroß und hellblond; er hatte sehr lange und starke Arme mit knotig hervorstehenden Ellbogen. Nach der Verwundung wirkte sein grauweißes großes Gesicht ganz platt.

Vier Jahre befehligte er unsere Kompanie, und wir wußten im allgemeinen immer, woran wir bei ihm waren. Nur zweimal verwunderte er uns tüchtig.

Das erstemal kurz nach unserer Rückkehr aus dem Sommerlager, er war gerade den dritten Tag bei uns. Fresnow aus dem zweiten Zug – jeder wußte, was für einer der war – hatte Korridordienst. Während der Schulstunden saß der neue Kompaniechef allein in seinem Dienstzimmer. Da machte es Fresnow keine Mühe, ihn zu sprechen. Ein Vorwand fand sich immer. Fresse klopfte also leise an und ging hinein.

Als wir zum Mittagessen antraten, erschien Wassiljew ganz aufgebracht.

„Mir ist folgendes zur Kenntnis gekommen...“, sagte er. „Nachimowschüler“) Kirillow... Gibt es einen dieses Namens?“

„Jawohl“, ertönte es aus den Reihen.

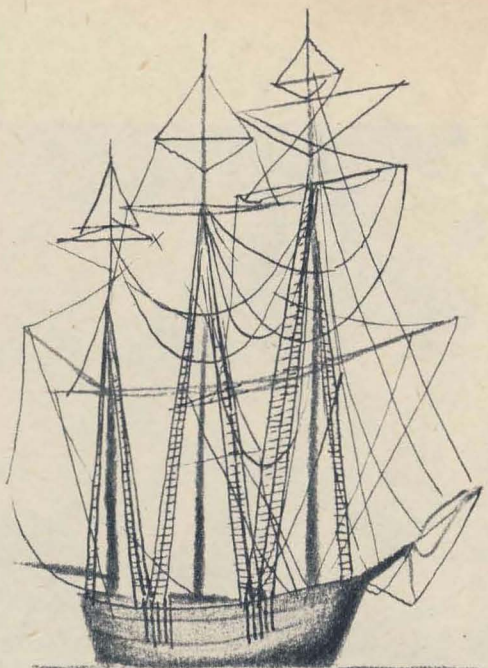
„Der Nachimowschüler Kirillow hat im Lager unter dem Zelt eine Panzergranate vergraben. Der Nachimowschüler Ljachin hat einen vorüberkommenden Admiral aus dem Fenster mit Zahnpulver bestäubt. Jusow und Minski vom zweiten Zug sind auf den Dachboden geklettert, haben sich an der Turmuhr zu schaffen gemacht und sie beschädigt.“

Die Front war erstarrt.

„Darum“, fuhr Wassiljew fort, „befehle ich: Kirillow fährt mit mir am nächsten Sonntag ins Lager, die Granate ausgraben. Ljachin verwarne ich. Den Nachimowschülern Jusow und Minski befehle ich, sich mit der Einrichtung von Uhrwerken vertraut zu machen und mir den Vollzug zu melden – man polkt nicht an Uhren herum, wenn man nichts davon versteht. Nachimowschüler Fresnow! Vortreten!“

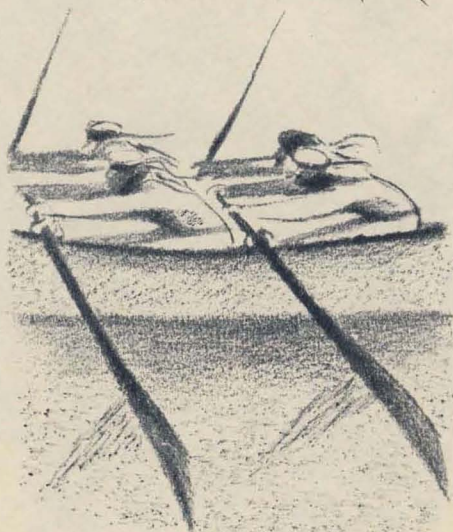
Fresse trat mit unsicherem Lächeln zwei Schritt vor und machte eine Kehrtwendung.

„Kompanie – stillgestanden! Wegen Kameradschaftsverrat drei Monate kein Landgang! Im



BOOTE

MICHAIL GLINKA



*) Seekadett

Wiederholungsfall werden Sie aus der Anstalt entlassen... Verflucht und zugenäht!"

Wassiljew durfte einem Schüler den Landgang höchstens für einen Monat sperren, und er hatte kein Recht, vor der Front zu fluchen. Aber Fresse kam drei Monate nicht aus der Schule.

So verwunderte Wassiljew uns das erstmal. Das zweitemal tat er es zwei Jahre später, während der Sommerfahrpraxis.

Wir waren fünfzehn Jahre alt und fuhren das erste-mal zur See, mit einem erbeuteten Gaffelschoner, und sperrten Mund und Nase auf, wenn uns Schonerkommandant, Leutnant zur See Lagunow, ein älterer blauäugiger Mann mit trockenem, knall-rotem Gesicht, aus dem Hundertsten ins Tausend-ste kommend, von seinem Schiff erzählte. Wir erfuhren, daß die „Nadeschda“ (früher hieß sie anders, mit „au“ am Ende) die Jacht von Goebbels gewesen war; Dönitz und Canaris hatten sie be-sucht; bei Begegnungen mit ihr bauten sich die Besatzungen der deutschen Kreuzer und Linien-schiffe zur Begrüßung auf dem gepanzerten Mittel-deck auf. Diese „...au“ brachte verstohlenen Spione und Diplomaten an die afrikanische und an die norwegische Küste... Der Krieg war seit fünf Jahren zu Ende, seine Namen und Daten hatten wir kaum behalten. Wir waren in der dritten Kompa-nie, und in Marinegeschichte waren wir in diesen drei Jahren nicht über antike Kriegsschiffe hinausgekommen. Die Marinegeschichte des letz-ten Krieges aber kam erst in zwei Jahren dran.

Doch wir waren auf See. Achtzig Meter unter uns rosteten die Rümpfe von Schiffen, die vor sechs bis sieben Jahren versenkt worden waren. Rings-um waren noch überall Spuren des Krieges zu sehen. Räumboote hatten nach Westen hin einen Zwangsweg durch ein riesiges Minenfeld gelegt. Vorgestern durften wir einen halben Tag nicht aus Kronstadt auslaufen; in der Fahrrinne hatte man eine nicht explodierte Wasserbombe entdeckt. Und gestern, nach Tallinn, umfuhren wir einen Zer-störer, der mit einem 4,5-cm-Geschütz auf eine hochgeschwemmte gehörnte Mine ballerte.

Und doch ist ringsum Frieden. Norwegische Holz-frachter kommen uns entgegen, schwedische Seiner stehen am Horizont, und eben erst hat uns die „Sedow“ überholt, ein prächtiges Segelschiff, das zu einer Weltumsegelung ausgelaufen ist (sein erster Anlegeplatz sind die Azoren!). Auf der Tallinner Reede ankerte neben dem Fjordmonitor „Vainämeinen“ das Schulschiff „Komsomolez“.

Schoner, Segel, Winksignale von Gegenkommern und die ersten Nachtwachen auf See...

In jener Nacht war ich Ausguck.

Man liegt am Schonerbug im Klüvernetz unter dem Bugspriet und macht dem Steuermannsgast Mel-dungen über die Lage, die er ja selbst viel besser kennt...

Wir hatten sofort gemerkt, was das für ein Posten ist, und wenn es dunkel geworden war

und das Stäglicht anging, matt wie die Glühlampe auf einem Treppenabsatz, machte der Ausguck anstandshalber noch ein, zwei Meldungen und verzog sich dann unauffällig ins Logis. Die Steuer-mannsgäste waren geübte Fahrensleute, die schon Dutzende Male hier durchgekommen waren, und ließen uns das durchgehen.

Aber es war sogar angenehm, in der sich langsam verdichtenden Dämmerung unterm Bugspriet zu liegen.

Backbords, woher die Nacht gekrochen kam, wa-ren weder Baken noch Bojen zu sehen, nur hier und da blinkte manchmal ein Licht. Steuerbords, wo die Sonne kurz vor ihrem Untergang ein schmales Band von lila Wolken mit goldenem Saum gequert hatte, blieb der Himmel noch gelb; in gelblichem Glanz, wenn auch schon mit schwarzen Flecken bedeckt, leuchtete der Rand des Meeres, und wenn wir an einer Bakentonne vorbeifuhren, wirkte sie schwarz und hatte die Umrisse einer Sanduhr.

Es wurde rasch dunkel.

Ich flog, im Klüvernetz liegend, über das immer schwärzer werdende Meer und dachte an alle Spitznamen, die wir Rjumin gegeben hatten. Korvettenkapitän Rjumin war der Leiter unserer Fahrpraxis, im Winter leitete er unsere seemännische Ausbildung. Knochig und mürrisch war er, hatte eine himbeerrote Adlernase, und da, wo der hohe Stehkragen seines Dienstrocks schloß, zitterte eine senkrechte Falte seiner wabbligen, vom Rasieren ganz spröden Haut; er trug einen Kneifer, auf dem Schoner durch eine schwarze Seiden-schnur an einen Jackenknopf gebunden; an seinem Paraderock prangte ein emailliertes Georgs-kreuz für Offiziere. Wegen seiner Unterrichts-manieren nannten wir ihn den „Weisen von Bag-dad“, wegen seiner greisenhaften Knochigkeit die „Jacke am Flaggstock“ und wegen seines Tem-peraments den „Bandwurm in Ekstase“.

Gemächlich tuckerte der Dieselmotor, mit sachtem Druck schlüpfte mir der feuchte Wind unter den Kragen, und kaum hörbar surrte es in der Takelage. Der Schoner fuhr durch die Nacht.

Ich war schon fest entschlossen, mich ins Logis zu verziehen, als die Steuerhaustür ging, ein Lichtstrahl aus der Tür auf weiße Mützen fiel und zwei Offiziere aufs Deck traten. Sie gingen zur Back und setzten sich mit dem Rücken zum Bug-spriet, vielleicht fünf Schritt hinter mir. Lagunow stand nachts auf der Brücke, außer ihm waren Rjumin und Wassiljew die einzigen Offiziere auf dem Schoner.

„Ach, hol sie der Teufel...“ sagte Wassiljew. Das gehörte nicht zu seinen Gewohnheiten und ließ mich aufhorchen.

Wassiljew strich ein Zündholz an und reichte es Rjumin. Der rauchte so lange an, daß mir schien, er wolle den Tropfen an seiner Nase zum Kochen bringen.

„Zu was bilden wir sie aus, Kapitänleutnant?“ fragte Rjumin, sobald er nach dem ersten Zug den Rauch ausgestoßen hatte. „Zu Seeleuten? Wozu? Seekriege wird's nicht mehr geben. Zu Intellektuellen mit Schulterstücken? Wer hat die nötig? Nein, zu was bilden wir sie aus?“

Wassiljew zog schnaufend an seiner Zigarette. Und Rjumin fuhr fort:

„Entweder ist das eine Kadettenschule, und dann müssen wir sie drillen und dressieren. So war es immer, so wird es immer sein. Oder es ist ein Mädchenpensionat, und dann wüßte ich nicht, was wir beide hier zu suchen hätten.“

„Ach, lassen Sie das, Innokenti Petrowitsch, das gehört doch alles nicht zur Sache“, unterbrach ihn Wassiljew, aber Rjumin war nicht stillzukriegen:

„Sie können ihnen ja noch die Nachtgeschirre auf die Saling schleppen! Damit ihnen ihre erhabenen Gedanken nicht abhanden kommen, während sie ins WC laufen...“

„Ich kann Ihnen nicht zustimmen“, fiel ihm unser Kompaniechef ins Wort. „Die Jungens haben das wirklich nicht verdient... Niemand hat das Monopol auf erhabene Gedanken. Ich habe sogar manchmal den Eindruck, daß ihnen erhabene Gedanken viel öfter kommen, als wir uns vorstellen.“

„Gebimst gehören sie und basta“, meint Rjumin.

„Bis sie die Farbe haben, die wir brauchen.“

„Nein, sie gehören nicht gebimst.“

„Sie haben wohl eine andere Erziehungsmethode?“

„Ich bin mir nicht sicher, ob's eine spezifische Seemannsmethode ist. Und daß es überhaupt eine Methode ist. Eher ein Grundsatz.“

„Lassen Sie mal hören!“ sagt der Korvettenkapitän.

Ich liege immer noch im Netz unterm Bugspriet, aber selbst hier ist mir klar, daß er sich über Wassiljew lustig macht.

Uns gegenüber ist er ja auch nicht anders – kein Wort ohne eine versteckte Spitze. Wassiljew aber scheint das gar nicht zu merken.

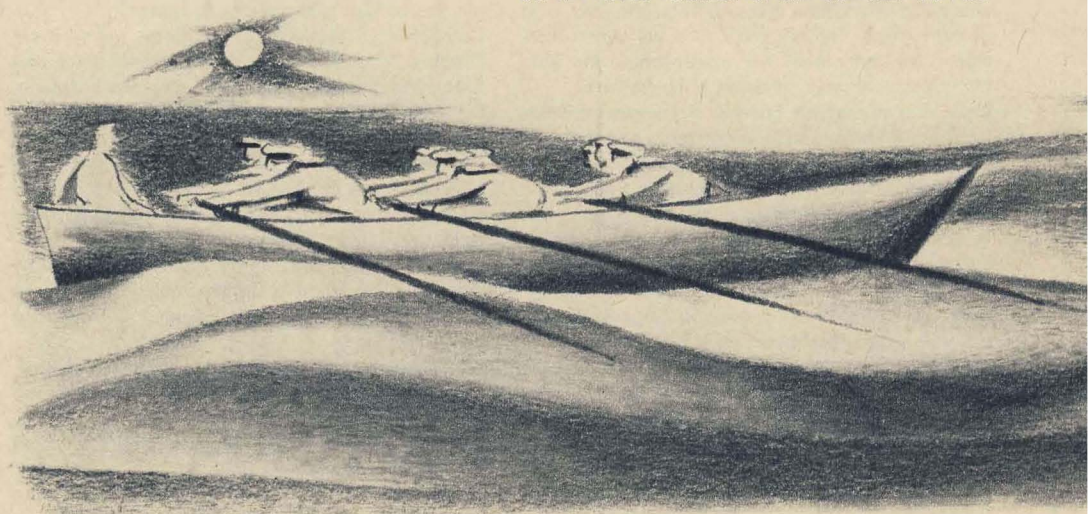
„Jeder von ihnen hat sein Boot“, sagt er. „Und jeder von ihnen muß es zu steuern verstehen. Wenn ein Schoner mit Winkern, Steuermann, Kombüse und Lazarett nebenher fährt, wird nichts draus. Die hohe See ist nötig. Und manchmal eine Bake. Noch besser eine Stange. Und möglichst selten ein Leuchtturm. Dann wird's ein Seemann sein, der von so einem Boot steigt.“

„Sonderbar, das alles“, läßt sich Rjumin nach einiger Zeit vernehmen. „Keiner von uns beiden ist Lehrer. Sie sind Berufsoffizier, ich einfach ein Knasterbart, der was von Segeln und Booten versteht. Ne, wissen Sie, bei mir nicht...“

Sie hatten ausgeraucht und gingen. Es war im Grunde genommen nichts, was ich den Jungens wiedererzählen könnte. Daß jemandem eine Zigarre verpaßt werden würde, war dem Gespräch nicht zu entnehmen. Und wir meinten ja, daß sich die Offiziere gewöhnlich nur über so etwas unterhalten.

Die Nachtstunden gingen weiter. Leuchttürme blinkten vom Berliner Korridor bis zu den Landmarken des Tallinner Hafens. Weit achtern unterhielten sich die Leuchttürme Rodscher, Tolbuchin und Kronstadt in ihrer Feuersprache. Unter dem Bugspriet im Klüvernetz liegt der nächste Ausguck. Aber vielleicht hat er sich auch schon ins Logis verdrückt.

Und alle außer der Wache schlafen. Es schläft Wassiljew, auf dem Rücken liegend, mit ausgebreiteten Armen, und die Luft fährt zischend durch seine verunstaltete Nase. Es schläft der Koch, der ein neues Versteck für den Schlüssel-von der

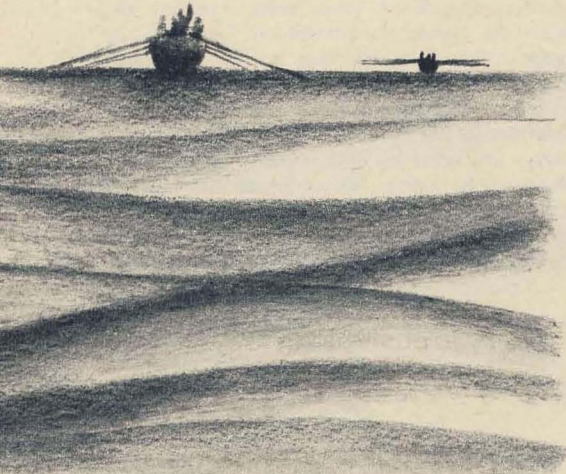


Dörrobstkiste gefunden hat. Auch der Altmeister der Segelkunst ist, nachdem er sich eine Zeitlang, von der Schlaflosigkeit alter Leute geplagt, von einer Seite auf die andere gewälzt hatte, endlich eingeschlafen. Doch plötzlich, gegen Morgen, will der Motor nicht mehr. Kaum 50 Seemeilen vor Libau dreht der Schoner bei.

Wir hätten den Hafen auch so erreichen können: Sind alle Segel gesetzt, macht der Schoner seine acht Knoten. Aber Rjumin und Wassiljew fassen einen anderen Beschluß: Lagutin und die Motorführer bleiben auf dem Schoner, und es werden drei Boote aufs Wasser gelassen. Das erste übernimmt Wassiljew, das zweite Rjumin, das dritte der Schiffskoch, ein Längerdienender.

Es ist Morgen. Wie mit Schuppen überzogen liegt die kaum gekräuselte See in der Windstille, sichelgleich spiegelt sich die Sonne im Innenbogen der durch die Schweinsbelederung polierten Dollen; sie gibt den sechs Riemenschäften mit dem eingegossenen Blei einen gelblichen Anstrich und blendet jeden der Jungen, die, sich auf den Bänken zurückwerfend, die vier Meter langen Riemen durchziehen.

Die Boote fahren in offener Formation, bald gewinnt das eine, bald das andere einen Vorsprung und nimmt die Ruder auf, bis die anderen es eingeholt haben. Noch scheint uns die Sonne in den Rücken, aber am Tage wird es heiß werden. Jedes Boot hat zwei nicht ganz komplette Ruderschaften. Petja Korkin und ich sitzen an den Vorderriemen. Wäre Petja im sechzehnten Jahrhundert Ruderer auf einer Galeere und dort angeschmiedet gewesen – der Aufseher hätte ständig neben ihm gestanden.



„Was haben Sie denn, Korkin?“ fragt der Koch. Er hätte das nicht tun sollen. Petja scheint gerade darauf gewartet zu haben, sein Riemen kratzt jetzt beinahe den Bootsboden.

„Murmeltier“, sage ich, „dreh das Riemenblatt nach außen, hörst du, das ist doch leichter!“

„Zwa-ai-eins!“ gibt der Koch das Tempo an.

Wir fahren schon an die drei Stunden. Rjumins Boot ist wie verhext: Dort heißt es immer wieder „Ruder auf!“ Sie preschen vor und ruhen sich aus, kaum kommen wir an sie heran, so schießen sie wieder vor, und wir haben das Nachsehen. Zum Auswachsen!

Wir müssen sie einholen. Müssen! Unbedingt! Aber Pustekuchen. Rjumins Mannschaft schafft uns spielend. Wassiljews Boot und wir hinken ständig nach.

Ein Uhr. Mittagessen. Genauer – Essen. Noch genauer – Kauen. Die Boote liegen Bord an Bord. Alle schweigen, nur Rjumin, der sich, zu einem Fragezeichen gekrümmt, so aufs Flachdeck des Mittelbootes gelegt hat, daß sein Kopf unter dem eisenbeschlagenen Schutzbrett Platz findet, macht sich von dort her über uns lustig. Seine runzlige rote Physiognomie mit dem Vogelschnabel und dem Bulldoggenkinn starrt uns an, und in seinen Augen liegt Mitleid und Neugier.

„Blaujacken!“ sagt Rjumin, und uns scheint, daß man das Wort gar nicht verächtlicher aussprechen könnte. „He, ihr Blaujacken! Nachimowschüler Gorbatschow, sagen Sie mir, mein Freund, an welcher Seite wird an einem Steuerbordboot der Sorgleinenknopf?“ festgemacht?“

„Kann ich nicht sagen, Gnss Krvetnkaptän!“

Im Boot braucht man wenigstens nicht aufzustehen, wenn man was gefragt wird.

„Wenn Sie's nicht wissen, wischen Sie sich wenigstens nicht die Hände am Setzbord ab“, quängelt Rjumin.

Rjumin hänselt uns, mitunter läßt der Koch ein Wort fallen, und wir haben im Rücken ein Gefühl, als hätten wir die Boote über Land geschleppt.

Wassiljew sieht auf seine Uhr.

„Achtung“, sagt er. Nicht laut, so wie gewöhnlich.

„Jedes Boot kann selbständig nach Libau fahren. Bis dahin sind's noch dreißig Meilen. Sieben Stunden bei guter Fahrt. Abendessen in Libau. Boote und Ausrüstung überprüfen!“

Und wieder dreht sich das Riesenrad Himmel–Wasser, Himmel–Wasser vor unseren Augen.

„Zwa-ai-eins!“

„Zwa-ai-eins!“

Die Leine reißt, und unsere Füße in den aufgeschnürten Schuhen schnellen nach oben. Schwielen an den Händen sind das erste Stadium, dann kommen die Schwielen an den Füßen, wo

*) Sorgleine = Sicherungsleine für Außenbordarbeiten. Hier handelt es sich um einen Scherz.

sie sich an der Leine reiben, und schließlich die auf der Sitzfläche.

Rjumins Boot ist noch nicht weit, und wir können hören, daß sie dort die gleichen Beschwerden haben.

„Juckt nicht mit dem Flachdeck auf der Ducht herum“, quängelt Rjumin, „ihr beschädigt ja Flotteninventar!“

Die Sonne überholt uns steuerbords. Hitze. Der Koch hat sich ausgezogen und hockt nun frauenähnlich auf dem Flachdeck unseres Bootes. Wir bleiben immer weiter hinter Rjumin und Wassiljew zurück.

Die Welt schaukelt vor unseren Augen, der schwere, nun nach Hering stinkende Riemenenschaft hält sich kaum noch in unseren klammen Fingern.

„He, Vormann, willst wohl Hechte fangen?“ faucht der Koch Korkin an, sobald der das Riemenblatt aus Eschenholz zu tief ins Wasser drückt.

„Zwa-ai-eins!“

Bei der Ablösung der Ruderschaft fällt eine Riemenrolle ins Wasser und geht unter. Ersatz haben wir nicht. Wir winken Wassiljew die Meldung zu, und über seinem Boot, etwa fünf Kabellängen vor uns, geht an einem Riemen ein weißes Dreieck mit roter Kugel hoch. Das bedeutet: Größere Fahrt, schneller pullen.

Nun arbeiten wir an vier Riemen.

Dick Sand, der fünfzehnjährige Kapitän der „Pilgrim“, drohte dem Schiffskoch mit dem Colt, und der Koch, ein mordsmächtiger Bandit, floh wie ein geprügelter Hund aus dem Steuerhaus.

Wir sind auch fünfzehn. Wir haben keine Colts, nur auf dem nackten Bauch des Kochs baumelt eine Leuchtpistole, und unsere „Pilgrim“ hat hinter dem Horizont beigedreht, um den Motor zu reparieren.

Wir kommen kaum noch vorwärts.

Auf dem Bootsbug sitzend – wir haben Pause – sehe ich vier feuchte Rücken vor mir, auf jedem rote Flecke unter den Schulterblättern: von der steten Berührung mit den Riemenständen des Hintermannes. Vier Rücken beugen sich gleichzeitig zum Heck, vier Rücken straffen sich langsam, mit großer Anspannung, dann ein Ruck mit den Schultern, den Ellbogen, dem ganzen Körper – und der Riemen schnellte aus dem Wasser.

Rechter Vormann ist jetzt Wowä Sapunow. Er lispelt, nach einem Lehrbuch für den Selbstunterricht hat er sich mächtige Bizepse und Riesenprazten zugelegt. Er sieht fast wie eine Krabbe aus.

Rudert auf eigenen Wunsch schon die dritte Schicht. Seinetwegen kommt das Boot immer wieder steuerbord ab, und der Koch hilft mit der Pinne nach.

Neben der Krabbe aber pullt wie zum Ärger der blonde Schimpa, ein Junge mit schmalem rotem Rücken und dünnen weißen Armen. Seine Arme sind von oben verbrannt. Er ist recht wehleidig und weint, wenn er sich gekränkt fühlt, aber sonderbarerweise nur mit dem linken Auge.

Es geht kaum vorwärts. Der Koch trägt am linken Ärmel vier aufgenähte Spitzwinkel. Natürlich, wenn er angezogen ist. Jeder bedeutet fünf Jahre Dienst in der Marine. Er hat Mitleid mit uns und gibt kaum noch Befehle. Aber leichter macht er es damit keinem von uns.

Kurz nach fünf. Rjumins Boot ist nicht mehr zu sehen, das von Wassiljew hebt sich gerade noch als winziges Pünktchen am Horizont ab. Erwartungsvoll halten wir nach Rauchfahnen Ausschau. Aber nur die Lautlosigkeit der Windstille, in die sich einzig das Geräusch der Riemen mischt. Wir haben den Eindruck, stillzustehen.

„Zwa-ai-eins!“

„Zwa-ai-eins!“ murmelt der Koch.

Und dann sinkt die Dämmerung aufs Meer, und kein Rauchwölkchen, kein Pünktchen am Horizont. Auch Wassiljew ist verschwunden.

Wir ruhen aus, knabbern Zwieback, jeder bekommt zwei Schluck Wasser. Und wieder der schwere Schaft und das Blatt im dunkel gewordenen Wasser.

Der Abend macht Kopfstand über unseren zurückgeworfenen Leibern, dunkles Meer – heller Himmel, dunkles Meer – heller Himmel. Die Hände, die Hände, ach unsere Hände!

Und plötzlich rudert keiner mehr. Rjumin ist sicher schon in Libau. Wird wohl mit einem Motorboot kommen und uns ins Schlepptau nehmen. Er wird uns schon finden. Ist er nicht für uns verantwortlich? Wozu sollen wir uns also noch die Hände kaputtmachen? Und uns tot-rudern? Der Koch hat sich wieder angezogen, sitzt da wie ein Buddha und weiß sich nicht zu helfen. Ein Kommandeur darf aber nie ratlos sein, und nun ist uns der Koch völlig gleichgültig. Wir lassen uns unter die Bänke fallen. Ich spüre die rauen Füße meines Hintermannes über meinem Kopf und drehe sie so, daß ich mein Ohr darauf legen kann; jemand macht auf die gleiche Weise von meinen Füßen Gebrauch. Die Seite und der

Fortsetzung auf Seite 94





Was bedeutet es Soldaten der Nationalen Volksarmee, wenn an ihrem Kasernentor der Name Karol Świerczewski (General Walter) steht, wenn ihr Truppenteil den Namen dieses polnischen Revolutionärs trägt?

An der Stätte der letzten Kämpfe Karol Świerczewskis in den Beskiden weilte Klaus Kürschner.

GENERAL WALTER

Das war der Hitze-Sommer 1971. Der „kleine Soldatensender“ hatte wohl doch nicht richtig gefunkt. Freitag, hieß es da, beginnt die Übung des Truppenteils. Aber es blieb alles ruhig. Und als keiner mehr damit rechnete, am Montag Nachmittag, kam der Alarm. 'Rein in die Panzer und los, Richtung Sammelraum. Zwei heiße Tage standen den Soldaten des Truppenteils „Karol Świerczewski“ bevor. Vor allem eine Besatzung ahnte nicht, was da alles auf sie zukam. Eigentlich waren sie gar keine echte Besatzung. Kommandant und Ladeschütze waren zu anderen Auf-

gaben abkommandiert. Blieben zwei. Der Richtschütze – heute ist er schon wieder im Zivilleben – übernahm die Führung des „Dicken“, der Gefreite Gunter Schulze saß wie immer am Lenkknüppel. Der dritte im Bunde wurde Jörg Töpfer, ebenfalls Gefreiter, der mit einer Muskelerkrankung eigentlich nur innen-dienstfähig war, sonst Ladeschütze in einer anderen Besatzung. Im Konzentrierungsraum stieg er zu. Es fing gleich prima an: Ein Kettenglied mußte gewechselt werden. Da half kein Fluchen. Und das hatten sie sich von Anfang an fest vorgenom-

men: Sie wollten die Übung auch zu dritt schaffen. Einfach wurde es nicht. Stellungsbau am Schießplatz – der erste Angriff – dann ein zehnstündiger ununterbrochener Marsch bei drückender Hitze, Staub, Nebel – und schließlich auch noch drei Kilometer vor dem Ziel ein erneuter Schaden. Diesmal war es die Kupplung. Das Regiment konnte natürlich nicht warten. Im Schrittempo schleppten sie sich bis zum Sammelraum hinterher. Ein Ausruhen gab es für sie auch da nicht. Stunden brauchten sie für die Reparatur, und noch in der Nacht mußten sie weiter, um zu



ihrer Einheit zu stoßen. Im Morgengrauen wieder angreifen, dann erneut fahren in Marschkolonne, Atomalarm, Entaktivierung – es blieb ihnen bis zum Schluß nichts erspart.

„Wenn es hart wird“, meint Jörg Töpfer, „wird es erst richtig interessant. Dann will ich mich durchbeißen. ‚Jetzt gerade!‘ ist meine Devise. Ich glaube, daß ich so General Walters Vorbild richtig verstanden habe!“

„Ja, solche Soldaten brauchen wir – kampfbereit, bewußt, diszipliniert“, sagt Oberstleutnant Schulze, Stellvertreter des Kommandeurs des Truppenteils. „Deshalb machen wir sie schon in den ersten Tagen ihres Wehrdienstes mit Leben und Kampf Karol Świerczewskis bekannt, betonen wir vor allem seine proletarisch-internationalistische Haltung. Lernen können die jungen Soldaten aus jedem Abschnitt des Lebens Karol Świerczewskis...“



Sozialistische Waffenbrüderschaft verbindet die Soldaten der Truppenteile „Karol Świerczewski“ aus Spremberg und „Deutsche antifaschistische Kämpfer“ aus Gubin. Gefreiter Jörg Töpfer: „Sich unter schwierigen Bedingungen zu bewähren, so verstehe ich das Vorbild General Walters!“

Gefreiter Gunter Schulze: „Nicht bloß weil wir Karol Świerczewskis Namen tragen, fühlen wir uns mit polnischen Soldaten eng verbunden.“



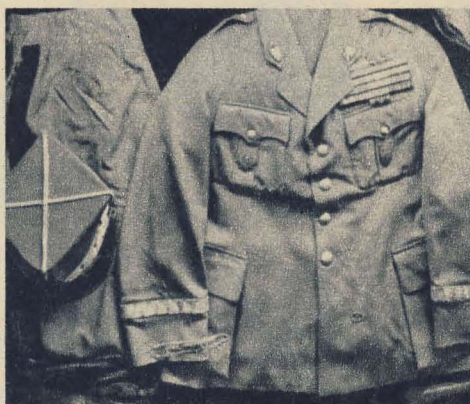
Karol Świerczewski

Funktionär der polnischen und internationalen Arbeiterbewegung, Arbeiter, General; geboren 1897, ermordet am 28. 3. 1947 von faschistischen Banditen, die gegen die polnische Volksmacht kämpften; er war Teilnehmer an der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, wurde 1918 Mitglied der Roten Garde, diente 1921–36 in der Roten Armee. Im Spanischen Freiheitskampf 1936–39 befehligte er – unter dem Namen General



Walter bekannt geworden – die 14., später die 35. Division der Internationalen Brigaden. Im Großen Vaterländischen Krieg war er Divisionskommandeur, 1943 Mitorganisator der polnischen Volksarmee auf dem Territorium der UdSSR, 1944–45 Kommandeur der 2. Polnischen Armee, 1945–47 Stellvertretender Minister für Nationale Verteidigung der Volksrepublik Polen; er gehörte dem Zentralkomitee der Polnischen Arbeiterpartei (PPR) an.

Hier an der Straße nach Cisna starb im Frühjahr 1947 General Świerczewski. Der Sockel des Denkmals ist stets mit Blumen geschmückt



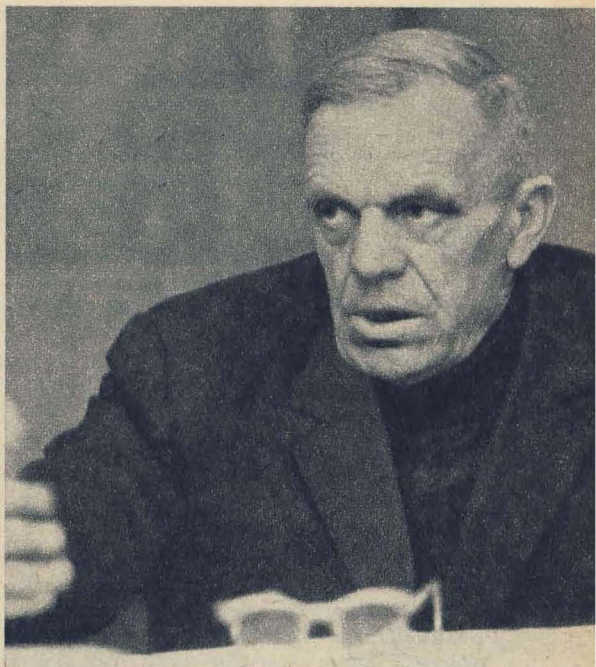
Diese Uniform trug General Świerczewski, als er ermordet wurde. Jetzt wird sie im polnischen Militärmuseum in Warschau gezeigt



LEON BARANSKI:

„Die Banditen mordeten und raubten. Es war eine schwere Zeit.“

„1947/48 befreiten Einheiten unserer Volksermee, die von General Świerczewski geführt wurden, die Bieszczady endgültig von den Faschisten ...“



JAN HNATUŠKO:

An der Straße nach Cisna

Wir führen die große „Beskidenschleife“ entlang, die Straße, die nach Cisna führt. Dunkle Regenwolken umhüllten die Berge der Bieszczady, wie hier die Beskiden heißen, und düstergrau dehnten sich die Wälder längs unseres Weges. Erst vor wenigen Jahren war diese 167 Kilometer lange Autostraße im Südostzipfel Polens entstanden, die sich in endlosen Serpentinaen um die Bieszczadyberge windet. Hinter den Wäldern verlaufen die Grenzen zur ČSSR und zur Sowjetunion, deshalb wird die Gegend hier auch Dreiländereck genannt. Baligród. Hinter den letzten Häusern dieses Städtchens hielten wir. Weit ziehen sich dort die Kreuzreihen eines Soldatenfriedhofs die Berge hinauf. Sowjetische und polnische Soldaten liegen hier. Sie sind in den Kämpfen gegen die faschistischen Banden gefallen, die hier bis 1948 ihr Unwesen trieben.

Weiter führte uns die Straße, Richtung Jablonki, Cisna. Kleine Orte sind das, auf keiner Europakarte vermerkt. Doch ich hatte mir ihre Namen schon vorher ins Notizbuch geschrieben, denn sie sind von Bedeutung für den, der den letzten

Kampfweg General Karol Świerczewskis kennenlernen will. . .

Die Straße Jablonki–Cisna. An einem warmen Märztag des Jahres 1947 fuhr hier General Walter, wie ihn die Genossen liebevoll nannten, mit seinem Begleitkommando entlang. Er wollte die Grenztruppen in Cisna besuchen, wollte sich selbst davon überzeugen, daß auch hier alles gut vorbereitet war für die letzte große Aktion gegen die faschistischen Banden. Die Genossen mahnten zur Vorsicht. Auch hier konnten noch Banditen auftauchen. Doch General Świerczewski wollte bis zum Abend in Cisna sein, wollte mit den Soldaten sprechen, ihre Probleme kennenlernen, ihnen die Aufgaben der geplanten Aktion erläutern, so wie er es immer liebte, die Soldaten und Offiziere in den Einheiten zu besuchen.

Kurz vor der Brücke über den Gebirgsbach Jablonka traf ein Geschoßhagel die kleine Kolonne. Die Banditen lagen an den mit dichtem Nadelwald bedeckten Hängen auf der Lauer. Heimtückische Überfälle liebten sie besonders, darin waren sie geübt. Und so schossen sie zielsicher mit ihren

Maschinengewehren auf die Straße hinunter. Der General, die ihn begleitenden Offiziere und Soldaten sprangen aus ihren Wagen, suchten Deckung, eröffneten das Feuer. Zu allem Unglück war der zweite Lastwagen mit einem Teil der Begleitmannschaft wegen eines Reifenschadens zurückgeblieben. So konnte an eine Verfolgung der Banditen nicht gedacht werden. Karol Świerczewski wurde schwer verwundet. Seine Genossen brachten ihn aus dem Schußfeld, legten ihn neben einen Haselnußstrauch am Bachufer nieder. Doch all ihr Bemühen half nichts, der General starb...

Heute erhebt sich an dieser Stelle ein hohes Monument, sein Sockel ist immer mit Blumen geschmückt. Schon von weitem kündigt es jedem, der die Straße nach Cisna entlang fährt: General Walter bleibt unvergessen.

XXX

Die Kreisstadt Sanok ist eine moderne Stadt. Die neuen Häuser, die weiträumigen Kaufhallen, das vielstöckige Interhotel hätten mich nicht im entferntesten ahnen lassen, daß diese Stadt einmal ein Provinznest war und mitten im Gebiet der Bandenkämpfe lag.

Im Klubhaus der Reserveoffiziere könnte ich am Abend Kampfgefährten General Świerczewskis treffen, sagte man mir.

Draußen stürmte es, und Regengüsse klatschten gegen die Fenster. Doch hier im Sitzungszimmer des Klubhauses strahlte der große Kachelofen behagliche Wärme aus.

Jan Hnatusko trank bedächtig seinen schwarzen Kaffee und blickte lange zum Fenster. Dann setzte er seine Erzählung fort: „Wenn es Abend wurde und so ein Wetter wie heute war, fühlten sich die Banditen besonders sicher. Sie brachen aus ihren Verstecken in den Bergwäldern auf und überfielen die Dörfer, die Posten der Miliz und auch die anfangs noch schwach besetzten Stützpunkte unserer Volksarmee. Sie ermordeten Soldaten und Polizisten, Bauern, die mit der Volksmacht sympathisierten, Funktionäre der Partei, Bürgermeister und auch wahllos andere Leute, die ihnen gerade in den Weg kamen. Manche Dörfer hatten sie ganz unter ihre Herrschaft gebracht. Überall lebten die Menschen hier in Angst und Furcht...“

Jan Hnatuskos Gesicht verfärbte sich. Ich spürte, wie das einst erlebte wieder in ihm gegenwärtig wurde. Ich verstand ihn, denn ich wußte, daß er der erste Kommandeur der Miliz in Sanok war, von 1945 bis 1953.

Gemeinsam mit den von Karol Świerczewski befehligten Einheiten der Volksarmee kämpften er und seine Genossen gegen die Banden. Neben Jan Hnatusko saß Leon Baranski, Oberstleutnant der Reserve. Während des Kampfes gegen die

Banditen war er Bataillonskommandeur. Er erinnerte sich noch gut an General Świerczewski: „Er war ein wunderbarer Mensch, ehrlich, geradezu, klug und voll Humor, vor allem jedoch energisch und unduldsam gegen jede Nachlässigkeit. Er verstand es, mit den Soldaten zu reden. Wir alle liebten ihn“, erzählte Genosse Baranski. Und er fügte hinzu, daß man die große Bedeutung, die der General den Kämpfen gegen die Banden beimaß, nur verstehen könne, wenn einem die Geschehnisse von damals bekannt seien:

„Es war eine schwere Zeit, nach Kriegsende. Wenig zu essen, kaum etwas anzuziehen. Unser Land war von den Faschisten besonders schwer verwüstet worden, und mühselig waren die Anfänge des Aufbaus. Doch nun stell' dir vor: Überall in Europa war Frieden, aber bei uns in Polen starben die Menschen, wurden sie zu Dutzenden, zu Hunderten ermordet! Wieviel Opfer hatte unser Volk im Kampf gegen die Faschisten gebracht, und nun, nach dem Sieg, wurde bei uns noch immer gekämpft. Seit 1944 trieben sich in unserem Land, hauptsächlich in den südöstlichen Gebieten, faschistische Banden herum. Es waren Einheiten der UPA, der sogenannten Ukrainischen Aufständigen Armee, Verräter, die sich der Hitler-Armee angeschlossen hatten, aber auch einheimische Banden, die teilweise schon zur Zeit der faschistischen Okkupation von der Gestapo gebildet worden waren, um die illegal kämpfenden Gruppen polnischer Patrioten von innen her zu zerschlagen. Als Polen befreit war, kämpften die Banden, die den Anschluß an die zurückflutenden Hitlertruppen verpaßt hatten, weiter. Sie hofften darauf, daß mit Hilfe der Westmächte der Krieg gegen die Sowjetunion weitergeführt würde. Bis dahin wollten sie der jungen Volksmacht soviel Schaden wie nur möglich zufügen. Als es ihnen dann an den Kragen ging, gelang es einigen, über die Tschechoslowakei nach Westdeutschland zu entkommen. Und da warten sie noch heute auf ihre Stunde. Aber wir schlafen nicht. Unsere Berge, unser Land werden ihnen für immer versperrt bleiben!“

Es war spät geworden, und keiner der Genossen mochte mehr sprechen. Nicht, weil ihnen das Gesagte genügte, um dem Gast aus der DDR verständlich zu machen, wie schwer die Kämpfe um die Befreiung der Heimat waren. Nein, jeder hing seinen Erinnerungen nach...

Als wir uns draußen vor dem Haus verabschiedeten, sagte Leon Baranski: „Du mußt verstehen, wir hier in den Bieszczady sprechen nicht mehr gern von den schlimmen Zeiten. Bei uns geht's voran, das Leben ist schöner geworden. Daß es so ist, haben wir auch unserem General Walter zu danken. Das vergißt hier keiner. Auf den Gräbern der gefallenen Genossen in den Wäldern wirst du immer Blumen finden, und das Mahnmal des Generals ist immer geschmückt. Dafür sorgen die Mädchen und Jungen aus den Bergdörfern.“



hallo



Nr.1
ist da

schon gehört?

Schallplattenhändler fragen!

Generalanzeiger

Das Bonner Blatt für Generale und Generaldirektoren

In Bonn geht ein Admiral vor Anker

Wie wir aus gut uniformierter Quelle erfahren, wird Anfang April der jetzige Befehlshaber der Flotte, Vizeadmiral Armin Zimmermann, den Posten des höchsten Offiziers der Bundeswehr, den des Generalinspektors, übernehmen. Nicht bekannt ist bisher, in welchen Konzern der am 31. März aus Altersgründen ausscheidende jetzige Generalinspekteur de Maizaire überwechseln wird.

Kommentar des „Generalanzeigers“: Da wird also in diesem Frühjahr ein Uniformschneider zum ersten Male die Ärmelringe eines Admirals an das blaue Tuch nähen. Aber wir werden kein blaues Wunder erleben. Daß ein Marineoffizier zu einer Zeit Kapitän der Bundeswehr wird, da diese so sehr in Geld schwimmt wie noch nie, erscheint naheliegend. Zweitens

können wir zur Person des Noch-Vizeadmirals Zimmermann nur feststellen: Ein Mann, der mit allen Wassern gewaschen ist. Als uns 1945 alle Felle wegschwammen, ging er nicht unter und tauchte er auch nicht unter. Er zog die Uniform nicht aus. Mit deutschen Kommandos – lediglich unter englischer Flagge – hielt er einen Stamm unserer Kriegsmarine zusammen: den

späteren Grundstock unserer Bundesmarine. Später leitete er u. a. im Kriegsministerium unter einem CDU-Minister die Abteilung „Militärpolitik“. Kein Zweifel also: Admiral Zimmermann wird nicht gegen den Strom schwimmen, sondern den bewährten Kurs steuern, und wenn anders, dann noch exakter und noch schneller.

Von unseren Verbündeten

EIN GENERÖSER GENERAL

General S., Kommandeur jener US-Division, die das vietnamesische Dorf Son My dem Erdboden gleichmachte, stellte sich in einem Interview hinter seine „Leute“. Er habe sie für ihre Tat aber nicht ausgezeichnet, da sie lediglich nach den bei Katastrophen geltenden Grundsätzen gehandelt haben: „Frauen und Kinder zuerst.“

GENERELL EINVERSTANDEN

„Entvietnamisierungslager“ forderte Dr. Levy von der Harvard-Universität. In ihnen sollen in dreiwöchiger „Sonderbehandlung“ die US-Armeeangehörigen, die im Indochinakrieg wie „wild gewordene Tiere hausten“, wieder zu Menschen gemacht werden. Wie verlautet, ist die Generalität im Pentagon durchaus an einer Sonderbehandlung ihrer Soldaten interessiert, allerdings in umgekehrter Folge.



TISCHREDE

des Befehlshabers der Flotte anlässlich eines Banketts im Rhein-Ruhr-Club

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Exzellenzen!

Ich freue mich sehr, in diesem berühmten Kreis der Herren über Konzerne und Banken das Wort ergreifen zu können.

Gestatten Sie, daß ich diese Gelegenheit wahrnehme, um mit Genugtuung auf die neuen militärischen Führungsspitzen unserer stolzen Vierhundsieben- und sechzigtausend-Mann-Armee zu verweisen. Gewiß, in unserer Wehrmacht hatten sie, hatten wir noch nicht die höchsten Stellungen inne. Meine Damen und Herren, Sie werden es mir nicht ankreiden, wenn ich dazu erkläre: Mit fünf Jahren kann einer schon ein großer Aktionär sein, aber mit 25 ist man noch nie und nimmer ein kleiner General. Ich bin sicher: Wären die Generale und Admirale unserer Bundeswehr während des blut-, aber auch ehrenvollen letzten Krieges 20 Jahre älter gewesen, sie hätten bereits damals zur traditionsreichen deutschen Generalität gehört. Und sehen wir die Vorzüge. Ihre damalige Jugend hat sie davor bewahrt, allein wegen früherer Verdienste in der Bundeswehr befördert zu werden – was es ja, ich verrate kein Geheimnis, gegeben hat. Ihre damalige Jugend garantiert Ihnen, meine Damen und Herren, daß sich die Feldherren unserer Bundeswehr zu den alten Bekenntnissen auch die modernen Erkenntnisse erobert haben. Ich denke, man kann konstatieren, daß wir Inspektoren und Kommandeure besitzen, die sich neben Wehrmachts- und Wehrmachtsereue durch NATO-Erfahrung und ein Höchstmaß an NATO-Treue auszeichnen. Nehmen wir nur mal den Generalleutnant Ernst Ferber, der seit dem 1. Oktober 1971 an der Spitze des Heeres steht. Er ist einer der begabtesten und zielstrebigsten Offiziere, die ich kenne, wobei betont werden muß, daß er während des Krieges Generalstabsoffizier in Rußland war und dort sein Bestes tat. Nach einem kurzen Stellungswechsel auf privatwirtschaftliche

Kommandohöhen folgte er wiederum dem Ruf des Vater- beziehungsweise Abendlandes, und unter dem Schild solch hervorragender Persönlichkeiten wie Blank, Speidel und Schnetz begann für ihn alsbald eine steile Bundeswehrkarriere. Trinken wir also auf das Wohl des Generalleutnants Ferber, dessen Tüchtigkeit vor allem darin besteht, daß er sich auf all seinen militärischen Wegen immer scharf rechts zu halten weiß und ständig das Rote im Auge des Gegners sieht.

Trinken wir des weiteren auf den frischgebackenen Inspekteur unserer Luftwaffe, Generalleutnant Günther Rall, den wir gar nicht hoch genug preisen können! Rall war eines der ganz großen Fliegerasse des zweiten Weltkrieges. Er wurde – ich kann es nicht ohne Ergriffenheit feststellen! – mit Eichenlaub und Schwertern zum Ritterkreuz dekoriert, erhielt nach dem Kriege in einer USA-Internatsschule sozusagen den letzten Schliff und konnte, derart vorgebildet, in der Bundeswehr bestens landen. Stoßen wir darauf an, daß Generalleutnant Rall, der sei-

Das Letzte

Optimistische Prognose

Düsseldorf: Freudig nahm die Konferenz der Generaldirektoren im „Rhein-Ruhr-Club“ eine Meldung des Bundeskriminalamtes auf. Dessen Computer hatten vorausberechnet, daß im Bundesgebiet am 31. Februar nicht ein Banküberfall stattfinden wird.

Jagd angeblasen

München: Wie wir soeben erfahren, sorgte Franz Josef Strauß dafür, daß die Jagd angeblasen wurde, ließ jedoch auch andere zum Schuß kommen. Da seine alte Büchse zu weit streute, entschied sich der CSU-Vorsitzende für einen Zwilling mit hartem Rechtsdrall, der von rechts oben



nach links unten schießt. Im Augenblick heißt es: liefere Strauß nur die Munition und markiere die Ziele, was jedoch nicht bedeute, daß er die Flinte ins Korn werfe, sondern er habe nach wie vor die Macht am Rhein im Visier.

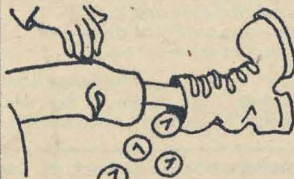
KULTUR · KULTUR · KULTUR · KULTUR · KULTUR

Von der Leinwand



Neu auf dem Plattenteller

SEID VERSCHLUNGEN MILLIONEN. Es musiziert das noch vergrößerte Militärbudget-Orchester unter der bewährten Stabführung von Helmut Schmidt.



Irr-Lichtspiele: Das ergreifende Epos „VERDUMMT IN ALLE EWIGKEIT“ mit erregenden Szenen im geistigen Ausbildungsgelände der Bundeswehr. Im Vorprogramm: „Als Flakhelfer Flackhelfer“

Hinweis

Am Sonnabend, 15 Uhr, findet eine Militärparade statt. Die Beamten des Heeresbeschaffungsamtes werden im zackigen BESTECHschritt vorbeidefilieren.

nen Führern bereits seit knapp vierzig Jahren dient, auf höherer Höhe (not-)standesgemäß schaltet und waltet. Darf ich Sie ferner daran erinnern, verehrte Anwesende, daß wir seit dem 29. September auch einen neuen Inspekteur der Bundesmarine haben: Konteradmiral Heinz Kühnle! Ein Mann, wie geschaffen für die oberste Kommandobrücke unserer Flottenverbände. Kühnle ging 1934 zur See, fuhr später auf U-Booten der großdeutschen Kriegsmarine trutzig gegen den Feind und ist heute haargenau der

Typ, der sich durchzusetzen versteht, falls Dänen und Norweger an der Nordflanke schlapp machen sollten. Erheben wir unser Glas auf das Wohl dieses ehrenhaften Waffenkameraden, der in Bonn vor Anker gegangen ist, um von hier aus dafür zu sorgen, daß unsere U-Boote, Zerstörer und Fregatten – diesmal zwar im Kielwasser unseres amerikanischen Verbündeten – im Grunde den alten, traditionsreichen Kurs beibehalten.

Damit wäre ich, meine sehr verehrten Damen und Herren, an jenem Punkt meiner Ausführungen angelangt, wo es mir eine innere Flaggenparade ist, Herrn Helmut Schmidt ein Kompliment auszusprechen. Es sei mir der launige Slogan gestattet: Schmidt macht's möglich! Jawohl, er macht es möglich. Vor allem, wenn es sich darum handelt, weitere Milliardenbeträge für das Öl und für das Schmieren der Achse Bonn-Washington bereitzustellen. Und er läßt sich dabei von solch kommunistischen Aufwiegelungsparolen wie Sicherheitskonferenz, Abrüstung, Entspannung, Steuersenkungen, Mitbestimmung und Lohnerhöhungen keineswegs aus dem global-

strategischen Konzept bringen. Trinken wir auf das Wohl des Bundesverteidigungsministers und speziell darauf, daß es seinen pflichttreuen Bemühungen weiterhin gelingen möge, Industrie und Militär auf engste Tuchfühlung und in gleichen Schritt und Tritt zu bringen.

Rätselhaftes

Welchen General im Bundeslande haßt und fürchtet selbst ein Generalinspekteur?

Der Generalinspekteur

So unrecht nicht

Bewundernder Ausruf eines kleinen Mannes auf der Straße: „Die Verflechtung und Versippung von Militär und Wirtschaft geht ja bereits soweit, daß man schon gar nicht mehr weiß, wo nun eigentlich der General aufhört und der Generaldirektor anfängt.“

Vom Kenner kurz kommentiert

In der „Nationalzeitung“ inserierten zwei Unternehmer, sie seien Alleinhersteller der echten und bewährten Wehrmachtsuhr.

Dazu Generalfeldmarschall von Manstein: „Habe beide Uhren bei Wind und Wetter erprobt und stelle als osterfahrener Generalfeldmarschall fest: Beide Uhren sind eine böswillige Fälschung. Die echte Wehrmachtsuhr lief am Anfang vor, ging dann ab 1942 zurück und blieb erst fünf Minuten nach 12 stehen.“

Die USA haben sich jetzt bereit erklärt, einen weiteren Raketenzerstörer für die Bundesmarine zu bauen.

Dazu unser verehrter Großadmiral Dönitz: „Bin heute noch sauer auf die Amis, daß sie mich damals in Nürnberg gegenüber den Russen nur vor dem Strang, aber nicht auch vor dem Gefängnis bewahren. Haben also noch einiges gutzumachen. Wir zeigen uns aber nicht kleinlich. Würde das neue Schiff 'Zerstörer Nixon' nennen.“

Der spanische Außenminister Lopez Bravo äußerte bei seinem letzten Besuch in Bonn gegenüber der Presse, daß sich mit der BRD eine „weitgehende Übereinstimmung über Ziele und Voraussetzungen der Politik gegenüber Osteuropa ergeben“ habe.

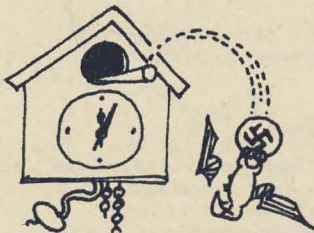
Dazu Bundesluftwaffengeneral Trautloff: „Bravo, Bravo! Sah ihn das erste Mal mit der Legion Condor

36–39 in Spanien. Er war später mit der spanischen Blauen Division in Rußland dabei. Alte Kameraden also. Kommt uns absolut nicht spanisch vor.“



Wie dpa meldete, will der frühere enge Kampfgefährte Adolf Hitlers, Strasser, einen Kampfband gegen die Verträge mit der Sowjetunion und Polen und gegen die Abrüstung gründen.

Dazu Inspekteur des Heeres a. D. Schnez: „Kann ich nur aus tiefster Seele unterstützen. Hab' schon einen Namen für die Bewegung: 'Mein Kampf-Bund.'“



Als Redakteure zeichneten: H. Seifert, H. Lauckner, H. Huth



Generalprobe vor und hinter den Kulissen

Fotomontage: Wolfgang Rasch



Elektronenthermometer

Ein neues Gerät für Temperaturfernmessungen wurde in der UdSSR entwickelt. Dieses „Elektronenthermometer“ kann bei 1000 m entfernten Gegenständen noch eine Temperaturschwankung von 1,5 bis 2 Grad feststellen. Diese hohe Genauigkeit wird erreicht, indem die Infrarotstrahlen, die jeder Körper aussendet, durch eine Linse des Gerätes gesammelt und dann von einem parabolischen Spiegel auf einer Halbleiterplatte vereinigt werden. Dort wird die Strahlenenergie in elektrische Impulse umgewandelt.

Formveränderter PALR-Träger

Bei den rumänischen Landstreitkräften wurde das Trägerfahrzeug für Panzerabwehrlenkkraketen, der SPW 40 P, leicht formverändert. Gegenüber dem bisher bekannten Fahrzeug ist das Abdeckschild über der sechsfachen Startvorrichtung nicht mehr nach den Seiten abge-schrägt, sondern gerade. Darüber hinaus wurden an der Fahrzeugoberwanne zwei herausragende Erker angebracht und die Beifahrerblende durch eine Periskophalterung für die Lenkeinrichtung ersetzt.

Knopfdruck statt Wählscheibe

Ein Fernsprechautomat mit einem Speichervermögen bis zu 60 achtstelligen Nummern wird gegenwärtig in Perm gebaut. Durch die elektronische Einrichtung

kann jede Nummer, ohne die Wählscheibe zu drehen, mit einfachem Druck auf einen Knopf angerufen werden. Statt der Wählscheibe haben die Telefone einen Knopfnummernwähler, durch den die Verbindung zum nichtkodierten Telefonanschluß hergestellt wird. Ist die angerufene Nummer besetzt, meldet der Apparat selbst, wann der Anschluß frei ist. Diese Telefonapparate, bei denen der Hörer durch einen Lautsprecher ersetzt wurde, können auch an jedes automatische Fernsprechnetz angeschlossen werden.

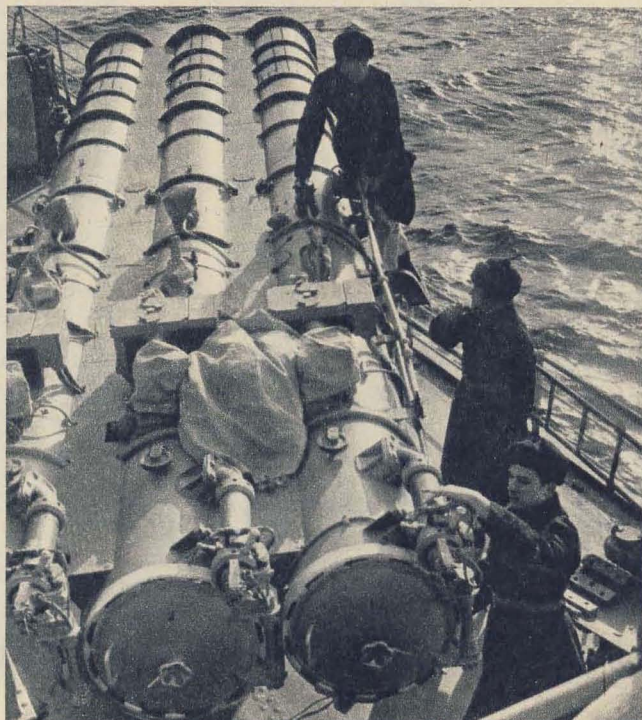
„Circe“ hatte Stapellauf

Mit dem Typenboot „Circe“ wurde das erste einer fünf Einheiten umfassenden neuen Serie von Minenräumfahrzeugen der französischen Kriegsmarine vom Stapel gelassen. Der Rumpf ist wegen der Sandwich-Bauweise (Schaumstoff zwischen zwei Holzlagen) weitgehend amagnetisch und zeichnet sich darüber hinaus durch einen hohen Grad von Schockfestigkeit gegenüber Unterwasserexplosionen aus. Nach Standardrechnung ver-

drängen die Boote 460 ts, vollausgerüstet 510 ts. Ihre Länge beträgt 51 m. Sie sind 8,90 m breit und haben einen Tiefgang von 2,45 m. Während der Minenjagd werden zwei 120-kVA-Elektromotoreingeschaltet, die sich an den beiden Rudern befinden und dort je einen kleinen Propeller antreiben. Zur Minensuche stehen neben einem Spezialminensuchsonar zwei Tauchkörper mit Eigenantrieb zur Verfügung, die mit Fernsehkameras und Sprengladungen ausgerüstet in Wassertiefen bis zu 60 m eingesetzt werden können.

Drillingssatz für UAW-Torpedos

Die Raketenkreuzer der sowjetischen Seekriegsflotte sind auch mit speziellen Waffensystemen zur Abwehr von Unterseebooten ausgerüstet. Neben den bekannten reaktiven Wasserbombenwerfern (zu je 12 Startrohren) sind steuer- und backbords je ein Drillingssatz für UAW-Torpedos installiert. Die Torpedos reagieren auf die Fahrgeräusche der U-Boote bzw. werden funkelektronisch gesteuert.



Selbstfahrende Haubitze

Die Feldhaubitze 70, die im Rahmen eines gemeinsamen Entwicklungs- und Fertigungsprogrammes von Italien, Großbritannien und der BRD gebaut wird, soll künftig einen Hilfsantrieb, einen Porsche-Industriemotor, erhalten.

Kunststoff im Raketenbau

Ein Kunststoffgehäuse für Raketen hat eine amerikanische Firma für die US-Air Force entwickelt. Zu ihren Vorteilen gehören niedrige Kosten, verringerte Radarreflexion, geringere Korrosionsanfälligkeit und besserer Widerstand gegen Beulen und Risse. Es handelt sich bei dem Kunststoff um „gehäckselt“ Glasfibernaterial. Die bisher geprüften Raketen hielten das Zweifache der geforderten Belastung aus.

RS-Boote Israels in Dienst?

Die Kriegsmarine Israels führte kürzlich erstmalig ihre Raketenschnellboote der SA'AR-Klasse und deren Lenkflugkörper vom Typ „Gabriel“ vor. Bei den Raketenschnellbooten handelt es sich um eine französische Entwicklung, während das Gabriel-Lenk Waffen-System eine rein israelische Konstruktion ist.

Neue französische SPW

Auf ihrer letzten Waffenschau (1971) stellte die französische Armee u. a. auch eine Reihe neue Panzerfahrzeuge vor, von denen die SPW besonders interessant sind.

Der SPW M3, ein 4x4-Fahrzeug, entstand aus dem AML. Dem modernen Trend folgend, wurde er schwimmfähig konstruiert. Seine Besatzung besteht aus 2 plus 10 Mann. An taktisch-technischen Daten ist bekannt: Masse 5,8 t, Länge 3600 mm, Breite 2400 mm, Höhe 1850 mm. Die Panzerung ist maximal 10 mm stark. Bei einer Höchstgeschwindigkeit von 100 km/h soll der Fahrbereich 1000 km betragen. Der Typ AMX 10R (6x6) steht im Truppenversuch. Es handelt



Typ M3



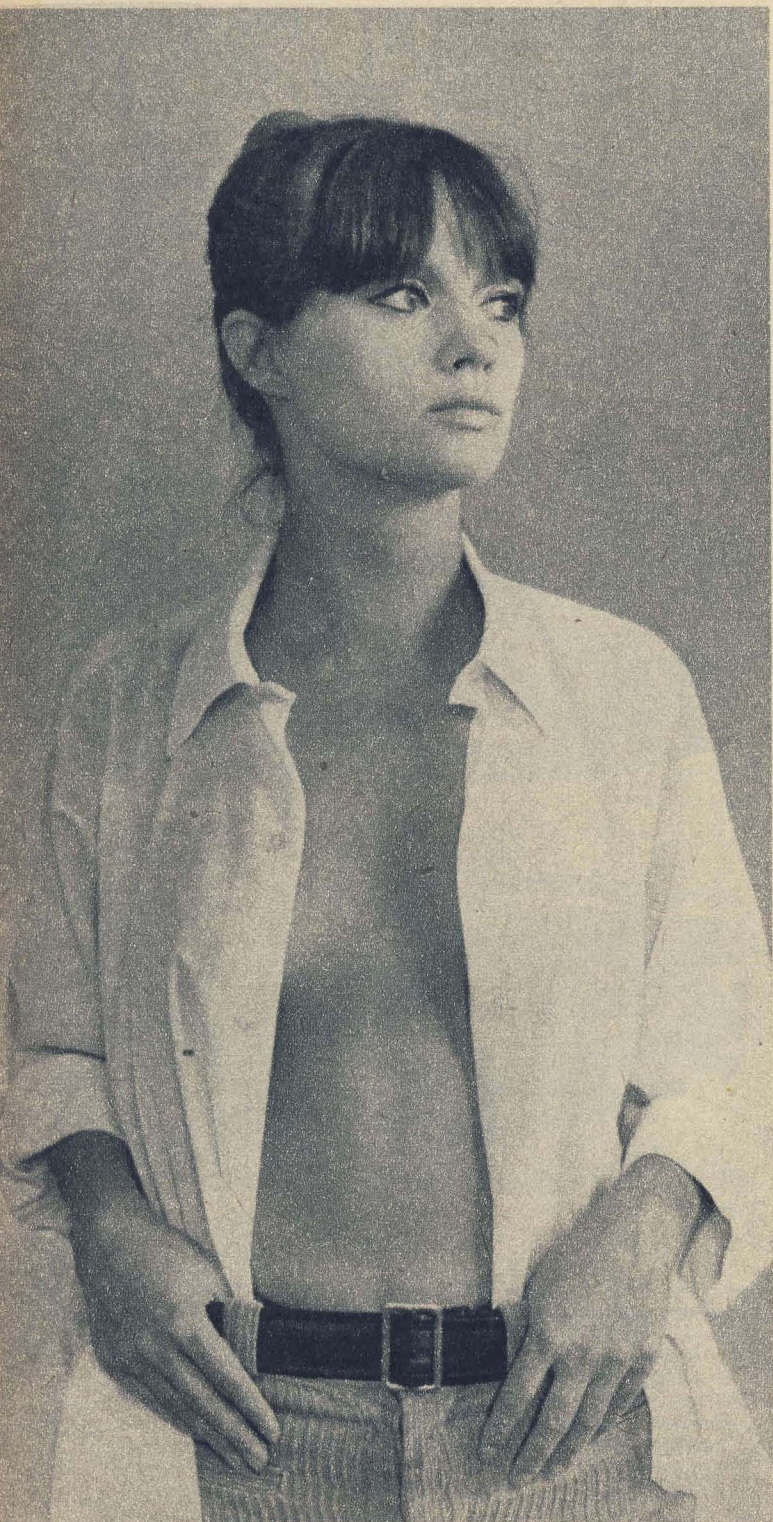
Typ AMX 10R



Typ M2

sich hier um einen SPW mit Wasserstralantrieb. Die Besatzung ist 2 plus 9 Mann stark. Die Masse des SPW beträgt 14 t; Länge 5850 mm, Breite 2780 mm, Höhe 2540 mm. In einem 2-Mann-Turm sind eine 20-mm-Maschinenkanone und ein Koaxial-MG eingebaut. Der SPW M2, in 8x8-Auslage, befindet sich als Prototyp in

Werkserprobung. Auch dieses Fahrzeug ist schwimmfähig. Bei 12 t Masse hat es eine Länge von 6140 mm, eine Breite von 2500 mm und eine Höhe von 1728/2048 mm. Die Panzerung wird mit 20 mm angegeben. Als Bewaffnung ist eine 20-mm-MK vorgesehen. Die einzelnen Achsen können bei Bedarf angehoben werden.







Piloten. Von vielen werden sie bewundert als die „Beherrscher der Lüfte“. Sind sie gestartet, sitzen sie allein in ihrer „Bude“. Doch allein sind sie nicht. Da ist die Wartungsgruppe, auf deren millimetergenaue Vorbereitung Verlaß sein muß.

*Da ist der Gefechts-
stand auf der Erde,
der „mitfliegt“.*

*Da sind der
Hans, der Iwan,
der Stanislaw,
der František in
den MiGs „nebenan“.*

UND WO

Da ist. . . Nicht selten ist von all diesen unentbehrlichen Kampfgenossen geschrieben worden. Selten aber war dabei von EINER „Waffengattung“ die Rede. Stellvertretend für sie fragen Major Ernst Gebauer (Foto) und Major Heinz Huth (Text):

Drei Piloten einer Kette sitzen im DHS, das heißt in einem Aufenthaltsraum des Diensthabenden Systems. Sie sind auf Abruf bereit, in ihre voll ausrüsteten MiGs zu steigen und zu starten.

In dem kleinen Raum blüht der Flachs. Der Kettenkommandeur hat bei seiner Tante ein dünnes, schon vergilbtes Büchlein „abgestaubt“. Von dessen betagten Alter zeugt auch manch erheiternder Ratschlag für den Haushalt darin. Zum Beispiel: „Schuhsohlen werden doppelt so haltbar, wenn man sie mit Leinöl oder besser noch mit Fischtran einreibt.“ Ein Fisch, wer darüber nicht lacht!

Aber es kommt noch besser. Da bietet nämlich das Büchlein auch einen „Charakterspiegel der 12 Menschentypen“. Darin werden allen Menschen entsprechend den Sternbildern, unter denen sie geboren wurden, die verschiedensten Eigenschaften und Lebenswege zugeschrieben. Dem „Krebs“ Oberleutnant Romer (in der Mitte) wird beispielsweise bescheinigt, er eigne sich beruflich „für alle Geschäftszweige, die mit Flüssigkeiten zu tun haben, ferner als Dekorateur, Schauspieler, Krankenpfleger“. Da lacht der Flugzeugführer! Nein, die drei sind keine Spaßverderber. Sie greifen auch unseren Vorschlag auf, mit den Horoskopen des schon vergilbten Büchleins die eigenen Ehefrauen „abzuklopfen“. . . . Also zur Front, bitte, Genosse Kettenkommandeur Roßbach! „Na gut. Also: ‚Naturliebe‘ soll sie haben? Das könnte zutreffen. ‚Beschläft sich eine Sache immer erst einmal‘? Das stimmt. Na ja, wenn sie erregt ist, wird nicht immer erst überlegt.

„Das ist mein Papi. Er bringt mich in den Kindergarten. Im Kindergarten macht es mir Spaß.“



„Schön, jetzt gehen wir wieder nach Haus. Ob Vati schon da ist? Ob Mutti schon wieder weg ist?“



„Standhaftigkeit“? Ja, das trifft auch zu. „Diplomatische Schlaueit“? Na, mein Weib! Wenn es um die Erhöhung des Kostgeldes geht, ist sie sehr diplomatisch. „Schwer zu versöhnen“? Nur unter Umständen. „Melancholisch“? Habe ich noch nicht festgestellt. „Berufe: Elektriker, Gartenbau, Geldwesen“

schen Beruf gewählt. Sie ist nämlich künstlerische Textildestalterin. „Wird in der Liebe bei zärtlicher Behandlung völlig aufgehen“? Ja, das ist das Größte. Sonst hätte sie ja auch keinen Flugzeugführer geheiratet.“ Sagt Genosse Roßbach über seine Frau. Doch lassen wir sie selbst ein wenig erzählen!

sind die FRAUEN?

„Wir sind erst ein halbes Jahr in Jänschwalde. So richtig eingewöhnt hat man sich da noch nicht. In dem Dorf, wo die frühere Dienststelle war, gab es zahlreiche neue Geschäfte und eine moderne Lebensmittelkaufhalle. Hier sind wir nicht so gut dran mit der Versorgung. Dort fand ich in meinem Beruf natürlich auch kein Unterkommen. Aber in der Kaufhalle hat mir die Arbeit auch Spaß gemacht. Ein prima Kollektiv. Endlich stand mir in der Kreisstadt eine Stelle als Dekorateurin in Aussicht. Eine meinem Beruf artverwandte Arbeit also. Und da hieß es: ‚Versetzung! Auf nach Jänschwalde!‘ Man kann sich manchmal schon ärgern, wenn die Frau überall dort mit hin muß, wohin der Mann versetzt wird. Jetzt habe ich in Guben zu arbeiten begonnen, und zwar in einem Kollektiv für Standardisierung. Ziemlich neu für mich, aber es ist das Kunstfaserwerk! Im Mai gehe ich zu einem Weiterbildungskurs, zu dem ich auch den Sohn mitnehmen kann. Jedenfalls, nur zu Hause sitzen und vielleicht noch mit den Kartoffeln warten, ob der Mann

pünktlich kommt, nein, das will ich nicht. Mit der neuen Brigade besuchen wir regelmäßig das Gubener Kulturhaus. Wo unsere alte Dienststelle war, habe ich im Dorfklub einen Zirkel für künstlerische Stoffarbeit geleitet. Das möchte ich hier im Armeeklub auch. Etwas habe ich die Fäden schon zu knüpfen begonnen. Die Frauen der anderen aus der Kette habe ich bisher zweimal bei Veranstaltungen kennengelernt. Wir sind eben erst ein halbes Jahr hier.“ Eine der anderen Frauen ist die Genossin Rommer. Nicht nur besser, sondern am besten kennt sie natürlich Genosse Rommer. So hatte er Horoskop und Ehefrau auf dem Flugplatz verglichen: „...Temperamentvoll? Das ist sie, unbedingt. ‚Gradlinig auf ein Ziel‘ geht sie auch los. Das ist vielleicht sogar ihre stärkste Eigenschaft. ‚Läßt sich leicht zu Unüberlegtheiten hinreißen?‘ Nein, unüberlegt ist sie nicht. ‚Zuverlässig?‘ Unbedingt. Am meisten kann sie sich aufregen, wenn ich sage, ich komme um vier und komme erst um fünf. ‚Erreicht eine höhere Stellung?‘

Na, bisher als Lehrerin noch nicht. ‚Gesellig?‘ Ja, das ist sie auch. Sie sollten uns zum Beispiel mal in der Kellerbar unseres Hauses besuchen! Aber was hier nicht drinsteht: Der Wahrheitscharakter. Darin ist sie fanatisch! ‚Glück bei Unternehmungen?‘ Ja, das kann man wohl sagen. Tippte sie mir doch mal hinten vom Motorradsozius auf die Schulter, weil sie rasch noch in ein Geschäft wollte. Ich fuhr allein weiter und brach mir nach 100 Metern ein Bein. Was: ‚Die Widderfrau



hat vorwiegend männliche Eigenschaften? Na, ich habe doch kein Mannweib!"

Was sich sofort bestätigte, als sie uns selbst einiges über ihr Leben erzählte.

„Wir sind schon drei Jahre hier. Da hat man sich doch gut eingelebt. Ich komme hier übrigens aus der Nähe. Da ist mir auch die Landschaft vertraut, und eine Oma in der Nähe ist auch dann – natürlich nicht nur deshalb – ganz schön, wenn man mal ein Kind für mehrere Tage untergebracht haben will.

Morgen (es war Mitte November) werden wir das Kleinste von den Dreien zur Oma bringen und dann eine Fahrt nach Frankfurt und Berlin machen. Im Interhotel wird übernachtet, und im Kulturpark können die Kinder auch mal ein Riesenrad und eine Achterbahn kennenlernen. Die wichtigsten Weihnachtseinkäufe müssen auch getätigt werden. Denn ob mein Mann vor Weihnachten noch einmal für zwei Tage hier wegkann, wissen wir nicht. Meine Schule kennen Sie ja

bereits. Bis dahin ist es zwar nur ein Katzensprung. Aber wir schieben ganz sicher keinen Lenz. Der Lehrerberuf ist schwer. Weshalb ich so lebhaft bin? Die Kinder sind auch lebhaft im Unterricht, deshalb muß ich auch lebhaft werden. Bald werde ich übrigens auch wieder sorbisch unterrichten. Bei sechs sorbischen Kindern kann eine eigene Klasse aufgemacht werden. Und weil neuerdings auch Kinder aus der Umgebung in unsere neue Schule kommen, ist diese Voraussetzung gegeben. Nein, selbst bin ich kein Sorbe. Wir hatten früher zu Hause viel Liebe, aber wenig an materiellen Gütern. Vater war im Krieg geblieben. Und nur am sorbischen Lehrerbildungsinstitut fand ich einen Internatsplatz. Jetzt muß ich noch die Kinder versorgen, und mein Mann bringt sie dann ins Bett. Ich bin in der Parteileitung unserer Schule und habe heute abend noch einen Vortrag darüber zu halten, wie ein wissenschaftlich und parteilicher Unterricht aussehen soll.

Aber ich zeige Ihnen rasch noch unsere ‚Keller-Assel‘, die Kellerbar des Hauses. Im Sommer machen wir dort drüben unter den Bäumen auch manchmal einen Schaschlyk-abend. Aber natürlich guckt an einem gewöhnlichen Wochentag, wenn wir abends einmal beide nicht da sein sollten, die Nachbarin auch bei unseren Kindern rein, ob sie schlafen.

Was die Kinder von der Armee halten? Sie sind stolz auf ihre Vatis, und sie malen auch oft und viel Soldaten."

Doch welches Bild zeichnete der dritte Soldat, das heißt der dritte Pilot, von seiner Frau. Bitte, Genosse Neufeldt!

„Erfindungsgabe“, sagt das Buch hier. Ja, die hat meine Frau. ‚Fortschrittlich‘? Sonst hätte ich sie nicht geheiratet. Sie ist in der Dienststelle AGL-Mitglied. ‚Nimmt Anteil an



„Meine Mutti ist sehr lustig.“
„Wenn Mutti, Vati und ich zu Hause sind, ist es sehr schön.“
„Wenn Mutti Zeit hat und allein ist, strickt sie mir schöne Sachen.“



„Meine Mutti geht in die Schule. Bald gehe ich auch in die Schule. Darauf freue ich mich schon. Ich möchte aber in eine andere Klasse als Mutti gehen.“

allein, was das Leben an Freude und Genuß zu bieten vermag? Durchaus. ‚Kann sich sehr gewandt in der Gesellschaft bewegen?‘ Ja, sie kommt überall zurecht. ‚Soll nicht alles auf die lange Bank schieben‘. Das stimmt wirklich. Nein, sie ist von ‚Beruf nicht Journalist, Buchhändler, Organisator geworden‘. Sie hat bei der Post gelernt, und führt heute in unserer Kaserne in der Kammer gerade die Bücher darüber, ob zum Beispiel alle Männer ihre Unterwäsche, Socken und Uniformstücke erhalten. Ich bin jedenfalls mit meiner Frau zufrieden.“

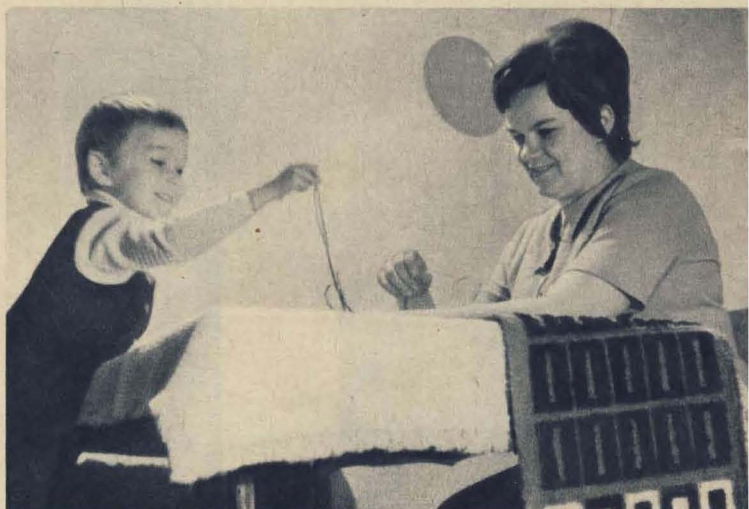
Und was sagt der „Wassermann“ Kollegin Neufeldt selbst?

„Die Arbeit im Objekt macht mir Freude. Alle sind nett und höflich. Die Armee hatte ich mir etwas anders vorgestellt. Manchmal nach außen etwas militärischer. Andererseits bin ich, seit wir hier sind, auch deshalb ruhiger und weniger impulsiv geworden, weil ich gesehen habe, was mein Mann zu tun hat. Da hab' ich mal von einem gehört: ‚Die Flugzeugführer haben sonst was für

waren mit den Frauen und Kindern der Staffel schon auf dem Flugplatz und haben uns angeschaut, wie das Steuerpult aussieht, wie die Flugzeugführer die Maschine besteigen und so weiter. Man versteht als Frau ja vieles nicht von dieser komplizierten Technik, aber was ein Nachbrenner ist zum Beispiel, wissen wir.

Was ich in der Freizeit mache? Mich mit der Tochter beschäftigen, lesen, Schallplatten hören, meinem Mann beim Basteln zuschauen, und, wenn er nicht da ist, auch viel stricken. Unsere Zeltausrüstung ist ja ziemlich auf Eis gelegt. Ja, und einmal richtig in eine Nachbarbar tanzen gehen, möchte ich.

Ob ich öfter in den Klub gehe? Es gibt dort jetzt ein Familiencafé, aber wann es geöffnet hat,



„Was Mutti alles kann! Leider noch nicht Auto fahren. Sonst könnte ich vielleicht öfter am Sonntag ins Schwimmbad fahren.“

einen Lenz.' Der hatte aber eine Ahnung! Wenn mein Mann Flugdienst hatte, ist er ganz schön abgespannt. Und wenn er Flugdienst haben soll, muß man schon nachhelfen, daß er früh ins Bett kommt. Er bastelt gern bis in die späte Nacht hinein. Das sehen Sie auch da drüben an dem selbstgebasteten Führungsstand. Vor den MiGs nehme ich den Hut ab. Wir

kann ich nicht genau sagen. In einem Zirkel für Batiken und Ähnliches würde ich gern mitmachen. (Das letzte sagte sie nicht. Wir hatten sie nicht danach gefragt. Es hatte sie aber noch niemand danach gefragt) . . .

Die Vierte im Bunde der „Kettenfrauen“ ist die Genossin Beyer. Über sie fehlt das Horoskopurteil beziehungsweise

-fehlurteil. Ihr Mann hatte an dem Vormittag, als wir auf dem Flugplatz weilten, Urlaub genommen. Es war was für den Wagen zu besorgen. „Und ohne Wagen oder mit einem kaputten Wagen ist man hier erschossen“, sagte ein Genosse ironisch. Zu einem ganzen Wagen gehört aber nach Genossen Beyer noch mehr. Nämlich „eine Frau, die Auto fahren kann. Sonst steht der Untersatz wirklich nur in der Garage.“

Immerhin braucht ja auch die Genossin Beyer zum Einkauf in der Stadt nicht unbedingt ein Auto. Sie fährt zur Arbeit in der Kreisleitung der SED wochentags mit der Bahn nach Guben, und oft trägt sie einen Merkzettel für jenes Schraubchen und dieses Ersatzteil bei sich. Und sie sagt:

„Einerseits würde ich auch gern hier im Objekt arbeiten. Das wäre bequemer. Andererseits lerne ich so auch andere Menschen kennen und damit nicht nur Armeeingehörige und deren Familien.“

Hier in der Siedlung bin ich in der Parteileitung. Meist sind Frauen darin. Für die Verbesserung der Lebensbedingungen bahnt sich einiges Neue an. Die Dienststelle wird das meiste dazu tun. Wir haben in einigen Kilometern Entfernung einen Badensee. Unser Strand wird dort ausgebaut, und vor allem wird im Sommer dorthin eine Nachrichtenverbindung bestehen. Sie ermöglicht, daß auch bei kurzen Alarmierungszeiten mehr Genossen als bisher dort baden können. Aber natürlich müssen alle Organisationen ihr Scherflein beitragen. Für eine kulturvollere und saubere Wohnzone gibt es eine einheitliche Konzeption. Das hier ist ja nun einmal der wichtigste Aufenthaltsort nach „Feierabend“.

Wir können nicht sagen, wir haben eine „Paradekette“ gefunden. Das hätten viele andere Ketten nicht verdient. Wir woll-



„Wenn mein Vati wieder nach Hause kommt, und ich liege schon im Bett, bekomme ich immer noch einen Kuß.“

ten ganz einfach eine Kette sehen, die zu einer bestimmten Vormittagszeit für uns Zeit hatte. Deshalb war es höchstens eine Sternenstunde, daß wir dort ein Büchlein über Sterne und ihre Deutung vorfanden. Dort wurde auch der Satz einer Fliegerfrau aus einem Film über unsere Luftstreitkräfte genannt: „Wir lassen unsere Männer nie ohne ein

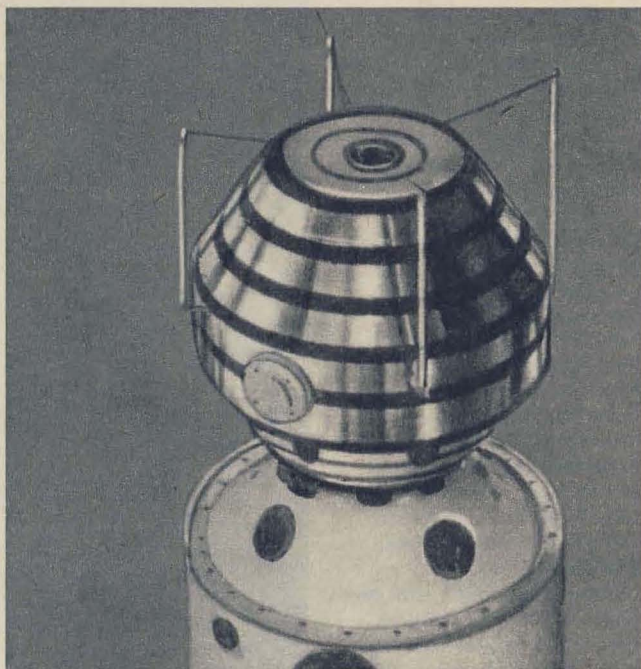
Lächeln aus dem Hause gehen.“ Ja, die Genossen wissen, wie gut es tut, wenn dort oben, wo höchste Konzentration verlangt wird, sie keinen Rucksack voller Sorgen mit sich herumfliegen. Wobei klar wird, daß das Lächeln nur ein Symbol ist, und wozu gesagt werden muß, daß nicht nur das „Lächeln“ der Pilotenfrauen geachtet wird.

Testsatellit A-1 „Asterix“ (Frankreich)

Technische Daten:

Verwendung	Testsatellit
Körperdurchmesser	0,53 m
Umlaufmasse	42 kg
Bahndaten (abgerundet):	
Bahnneigung	34°
Umlaufzeit	109 min
Perigäum	530 km
Apogäum	1820 km
Startdatum	26. 1. 1965
bisher gestartet	1 (Stand Dez. 1971)

„Asterix 1“ war der erste französische Erdsatellit. Er diente lediglich zu Testzwecken, die jedoch nicht voll erfüllt werden konnten, da der Bord-sender kurz nach dem Start ausfiel. Zum Start des Raumflugkörpers, der in seinen Abmessungen etwa dem sowjetischen „Sputnik 1“ entsprach, jedoch nur halb so viel wog, wurde die in Frankreich entwickelte Dreistufenrakete „Diamant A“ erstmals eingesetzt.

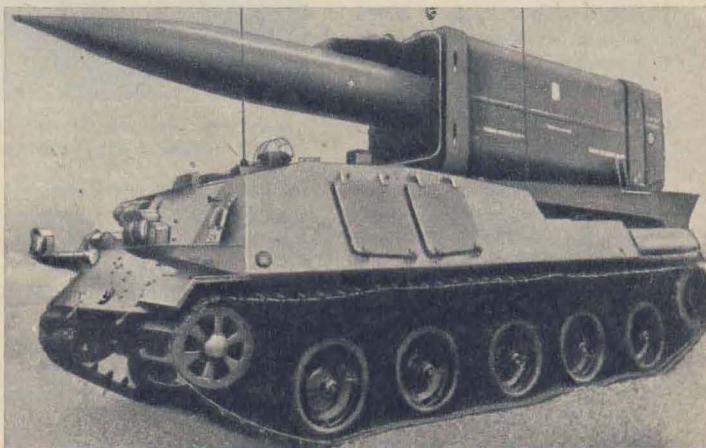


Operativ-taktische Rakete „Pluton“ (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Basisfahrzeug	AMX 30 (Daten s. AR- Typenblatt 6/65)
Rakete	Typ Pluton, Feststoff
Masse	2,4 t
Länge	7600 mm
Spannweite	1410 mm
Durchmesser	625 mm
Start- beschleunigung	10 g
Geschwindigkeit	M 3,4
Einsatzbereich	10 ... 120 km
Kernladung	10 ... 150 KT
Feststofftreibsatz	1210 kg
Brenndauer	
– Startphase	9 s
– Marschphase	16 s
Bedienung	5 Mann

Das Raketenystem „Pluton“ soll bei den französischen Landstreitkräften die amerikanischen „Honest John“ ablösen. Der Einsatz in der Truppe – Divisions- und Korpsébene – ist ab 1974 geplant.

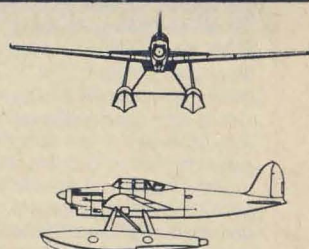
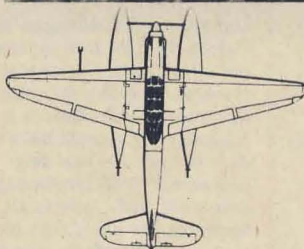


Latecoere 298/1936 (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	15,49 m
Länge	12,56 m
Höhe	5,21 m
Leermasse	3060 kg
Startmasse	4600 kg
Höchstgeschwindigk.	290 km/h
Reisgeschwindigk.	240 km/h
Gipfelhöhe	6500 m
Reichweite	800 km
Triebwerk	12-Zylinder-V-Motor, „Hispano-Suiza“ 12 Vers 1.880 PS
Bewaffnung	2 starre und 1 bewegliches 7,5-mm-MG; Abwurfaffen bis 670 kg
Besatzung	2 bis 3 Mann

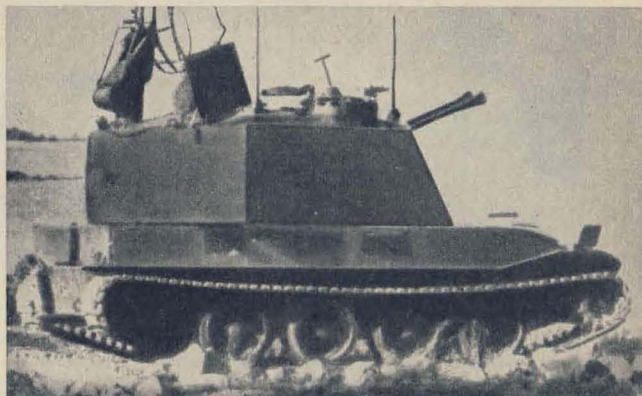
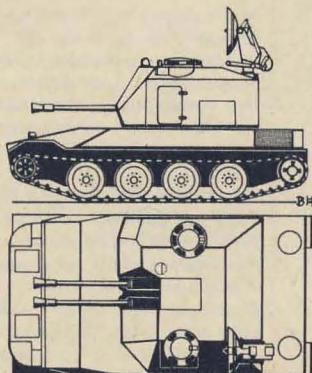
Die Latecoere 298 erwies sich im zweiten Weltkrieg als das beste Seekampfflugzeug Frankreichs. Sie wurde über Land und See als Bomben-Torpedo-Flugzeug, Aufklärer, Schlachtflugzeug, U-Boot-Abwehrflugzeug sowie als Transport- und Verbindungsflugzeug eingesetzt.



Fla-SFL VEAk-4062 (Schweden)

Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse ohne Munition	28 t
Länge	6350 mm
Breite	3300 mm
Höhe	
ohne Radaranlage	3150 mm
Penzerung	5...15 mm



Höchstgeschwindigk.	60 km/h
Motor	1 Rolls-Royce-Diesel, 240 PS, und 1 Boelng-502-10-Gesturbine, 300 PS
Bewaffnung	2 x 40 mm Fla-Maschinenkanonen L-70, V ₀ 1005 m/s
Feuergeschwindigk.	300 Schuß/min
Höhenrichtbereich	-5 bis +85°
Seitenrichtbereich	360°

Schußweite max.	12000 m (horizontal)
Reichweite des Radargerätes	20000 m
Besatzung	3 Mann

Schwedens neue Fla-SFL baut auf einer schon 1939 mit der LVKV-40 begonnenen Reihe auf. Die SFL gehört seit 1965 zur Ausrüstung der schwedischen Heeresflak. Durch ausklappbare Wände ist das Fahrzeug bedingt schwimmfähig.



Israelische Kernwaffenträger

Wie aus Veröffentlichungen der „New York Times“ hervorgeht, produziert Israel zweistufige Raketen, die mit einem Kernsprengkopf bis 700 kg ausgerüstet werden können. Der Flugkörper erhielt den Namen „Jericho“. Seine Reichweite soll 500 km betragen. Nach Meinung von Experten ist die Fabrikation der Raketen viel zu teuer, um diese lediglich mit konventionellen Sprengköpfen auszurüsten.

Bonn mischt mit

Eine Gruppe westdeutscher Techniker ist zur Montage von Kampfflugzeugen der portugiesischen Kolonialtruppen in Angola eingetroffen. Das ist einer Erklärung zu entnehmen, die von der Volksbewegung für die Befreiung Angolas (MPLA) veröffentlicht wurde. Nach den jüngsten Enthüllungen über die Lieferung von Waffen und militärischen Ausrüstungen in die von Portugal okkupierten Gebiete wird dieser Einsatz von Spezialisten als eine weitere Mißachtung der internationalen Proteste gegen die Unterstützung des portugiesischen Kolonialkrieges durch Bonn gewertet.

Einschließlich „Mao-Bibeln“?

Um engere Beziehungen zu Peking bemüht sich intensiv der ugandische Staatschef, General Idi Amin. Wie das Informationsministerium in der Hauptstadt Kampala bekanntgab, hat der General dem chinesischen Geschäftsträger mitgeteilt, daß Uganda an Militärausbildern aus China interessiert sei und zudem ugandische Studenten nach Peking zur Ausbildung schicken möchte.



Eine echte Löwenmähne trägt dieser Leibgardist des Kaisers Haile Selassie von Äthiopien auf dem Helm und an den Schulterklappen; ein lebender Gepard hilft ihm, etwaige Gefahren von der kaiserlichen Residenz fernzuhalten. Allerdings müßten beide dazu besser in Kagnaw stationiert sein, wo seit 1953 einer der größten amerikanischen Militärstützpunkte eingerichtet wurde. Hohe amerikanische Offiziere arbeiten in Gebäuden, die nur wenige Meter vom Sitz des äthiopischen Generalstabschefs entfernt sind. Einhundertzehn amerikanische „Berater“ fungieren als Ausbilder der aus drei Armeekorps bestehenden kaiserlich-äthiopischen Streitkräfte.



Wehrdienst in Schweden

Auf 255 bis 350 Tage beläuft sich, je nach erreichtem Dienstgrad, der aktive Wehrdienst für Mannschaften in der schwedischen Armee. Hinzu kommen fünf 18tägige Wehrübungen. Unteroffiziere haben 331 bis 450 Tage Grundausbildung sowie fünf 32tägige Übungen abzuleisten. Bei Offizieren beträgt die Ausbildungszeit 540 Tage. Die schwedischen Streitkräfte sind modern ausgerüstet, vorwiegend mit Waffen aus eigener Produktion. (Auf dem Foto: Schwedischer

Soldat mit „Automatischem Karabiner 4“, Kaliber 7,62 mm, 5 kg Masse, 105 cm lang, Einzel- und Dauerfeuer.) Die Armee verfügt über 12600 Mann Landstreitkräfte, 4500 Mann Marine (einschl. Küstenartillerie) und 5600 Mann Luftstreitkräfte. Nach Angaben des Oberkommandierenden der schwedischen Streitkräfte, General Stig Synnergren, könnten 600000 Mann für die Landstreitkräfte und 100000 Mann für die Luftstreitkräfte und Marine mobilisiert werden.

„Vietnamisierung“ auch in Kambodscha

Im Pentagon wird ein langfristiges Programm für die Militarisierung Kambodschas ausgearbeitet. Laut einem von den Vereinigten Generalstäben der US-Armee vorbereiteten Fünfjahrplan soll die Gesamtstärke der Streitkräfte des Regimes in Phnom Penh bis 1977 auf 863000 Mann gebracht werden (bei einer Bevölkerungszahl von etwa 7 Millionen). Als dazu vorgesehene „Militärhilfe“ sollen vom amerikanischen Senat zu nächst 330 Millionen Dollar für das Jahr 1972 bewilligt werden.

Aus unserem Jahrestagskalender

1. März: Tag der Nationalen
Volksarmee (gegr. 1956)
18. März: Tag der Mongoli-
schen Volkstruppen (gegr. 1921)

Peshmerga heißt die militä-
rische Organisation der kurdi-
schen nationalen Bewegung.
Seit der Kurden Deklaration der
irakischen Regierung vom
11. März 1970 ist diese
Organisation anerkannter Teil
der Streitkräfte der Republik
Irak. Ihre Einheiten erhielten
die Aufgabe, den Grenzschutz
der kurdischen Gebiete zu
übernehmen. Die Peshmerga
zählte bei ihrer Aufnahme in
die irakische Armee etwa
25 000 bewaffnete Kämpfer.



„Chieftain“ für Iran

Mit britischen Panzern vom
Typ „Chieftain“ soll – nach
Angaben der Londoner Tages-
zeitung „Guardian“ – die
iranische Armee umgerüstet
werden. Wie das Blatt berich-
tete, mache dieser Auftrag
Teherans wertmäßig mindestens
80 Millionen Pfund aus. Der
Preis für einen Panzer wird
mit 150 000 bis 200 000 Pfund
angegeben.



Neue Etappe im Befreiungskampf

Erstmalig griffen Kämpfer der
Afrikanischen Unabhängigkeits-
partei Guineas und der Kap-
verdischen Inseln (PAIGC)
– siehe Foto – Stellungen und
Versorgungszentren der portu-
giesischen Kolonialtruppen in
der Hauptstadt Bissau und in
Bafata an. Bis Mitte 1971
konnten sie mehr als zwei
Drittel von Guinea-Bissau
befreien. Nun bereiten sie sich,
wie Vasco Cabral, Mitglied
des Politbüros der PAIGC,
erklärte, darauf vor, die Kampf-
handlungen auch auf die Kap-
verdischen Inseln auszudehnen.

Neues Kanalabkommen

Nach viermonatigen Verhand-
lungen mußten die USA nun-
mehr der Republik Panama
eine beschränkte Souveränität
über die Panamakanalzone
zugestehen. Sie behalten sich
weiterhin vor, die Schifffahrt
auf dem Kanal zu kontrollieren.
In einem aufgezwungenen
Vertrag hatte Panama 1903
die Kanalzone an die USA
abgetreten. Die Zone umfaßt
ein Gebiet von 1432 Quadrat-
kilometern und hat 54 000 Ein-
wohner. Sie unterstand bislang
der Gerichtsbarkeit der Ver-
einigten Staaten und wurde
von einem Militärgouverneur
verwaltet. In der Panamakanal-
zone sind rund 12 000 ameri-
kanische Soldaten stationiert.

Der Kanal (siehe Foto)
wurde 1914 für die Schifffahrt
freigegeben. Er hat eine Länge
von 62,5 km, ist zwischen
90 und 300 m breit und enthält
6 Schleusen.



Hart, HÄRTER



Härtetest

„Mach mit (bleib fit)!“ Das hatte ich mir eigentlich vorgenommen. Aber als ich mich ein bißchen näher mit den Dingen befaßte, die ich mir da zumuten wollte, kamen mir doch Bedenken. Der Härtetest (oder Härtekomplex) der Nationalen Volksarmee ist ja schließlich kein Volkssport. Die Aufgabe wird gestellt – der Soldat weiß, sie ist schwer. Er konzentriert sich, stellt sich darauf ein. Schauen Sie in einige der Gesichter, die unser Bildreporter während des Marsches und am Ende der „Veranstaltung“ auf seinen Film bannte. Das scheint wirklich nicht der reine Honig für die Genossen gewesen zu sein.

Und die waren bestimmt etwas besser trainiert als ich.

Der Wille, durchzuhalten, nicht schlapp zu machen, kann sicher allerhand ausgleichen, aber ganz ohne Kondition geht's natürlich auch nicht... Nein, es war schon wirklich besser, daß ich nicht darauf bestand, meine Härte zu beweisen.

Aber gehen wir mal der Reihe nach...

Wir waren dabei, als drei Einheiten des Truppenteils „Friedrich Wolf“ auf die Teststrecke gingen.

7.45 Uhr. Die Kompanie Wernicke rückt geschlossen an. „Es fängt ja alles erst an...“, singen sie – natürlich nicht, aber denken sie vielleicht, im Hinblick auf das, was sie an diesem Vormittag alles noch erwartet. Spätestens nach drei Stunden und fünfunddreißig Minuten muß die Einheit geschlossen das Ziel passieren. Das bedeutet „bestanden“. Aber drei Stunden zwanzig Minuten haben sie sich vorgenommen – die Note eins wollen sie erreichen. Und sie holen sich auch



die Eins. Aber davon später. Jetzt geht es erst einmal an Aufgabe Nummer eins:

KRAFTTRAINING

Dreißig Minuten lang müssen sie sich bei „intensiver Intervallarbeit“, so heißt das in der Sportfachsprache, schaffen. Sie tragen dabei die Felddienstuniform. Stahlhelm, Gurtkoppel und Waffe haben sie abgelegt. Nach einem zehnminütigen Warmmachen geht's los. Zehn kraftschulende Übungen stehen auf dem Programm: Kniehebelauf am Ort, Strecksprünge mit Gewicht, Kniebeugen mit Gewicht, Rumpfbeugen und -heben aus dem Wadensitz, Armkreisen vor dem Körper mit Gewicht, Grätschen und Schließen der Beine im Streckesitz, Rumpfbeugen vor und zurück mit Gewicht, Hochstrecksprünge, Armstrecken und -beugen nach vorn mit Gewicht, „Hampelmann“. Jeweils zwanzig Minuten wird intensiv und ununterbrochen geübt. Die zwanzig Sekunden Pause zwischen jeder Übung sollen zum Lockern der Arme und Beine genutzt werden. Nach 380 Sekunden ist also der erste Durchgang geschafft. Es folgen drei Minuten aktive Erholung, was nun nicht etwa heißt, daß sich die Soldaten ins Gras legen und alle Viere von sich strecken können. Durch einen leichten Lauf und durch Lockerungsgymnastik sollen sie die stark belasteten Muskelgruppen auf den zweiten Durchgang vorbereiten. Und damit sie auch wirklich etwas davon haben, folgt der ganze „Spaß“ noch ein drittes Mal. Als Auftakt also nur zwei Viertelstunden, die es aber in sich haben. Wer wirklich intensiv und ohne Schummelversuche mitgemacht hat, dampft ganz schön.

Während sich die Genossen der Kompanie Lenz auf ihren Kraft-Durchgang vorbereiten, wechseln die Wernicke-Soldaten zum ersten Mal die „Station“. Fünf Minuten läßt ihnen Major Heinz Noster, Sportoffizier des Truppenteils, um sich zu erholen.



Belastungen bis an die physische Leistungsgrenze werden beim Härtekomplex gefordert. Kraftübungen, 1000-m-Lauf, 15-km-Eilmarsch, Sturmbahn – ohne Kraft und Ausdauer, Willen und Kollektivgeist ist da nichts „drin“.
Die Einheit weit auseinandergerissen, Stiefel in der Hand – da fehlt es wohl noch an kollektivem Handeln und an Härte gegen sich selbst.

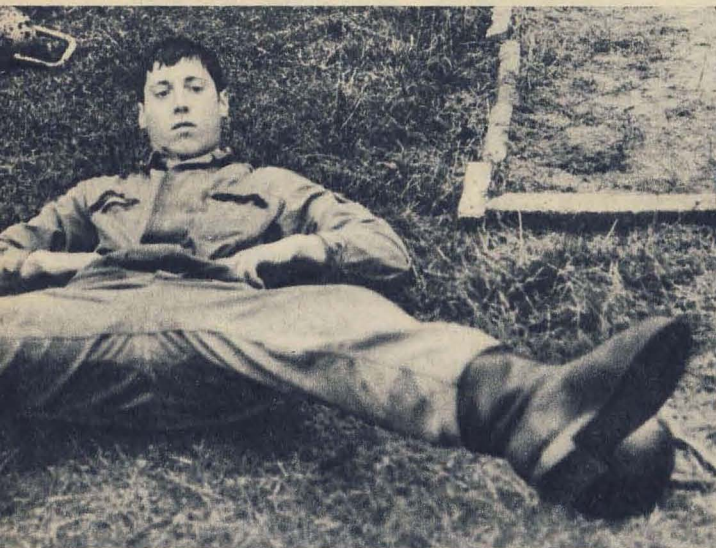
Dann kommt das Startzeichen zum

1000-METER-LAUF

Hart. härter... Ja, das kann man sagen, es wird härter. Die geforderte Zeit, fünf Minuten, ist zwar keine Olympia-Norm – aber die Soldaten laufen auch nicht auf Tartan und mit Spikes, sondern auf Sand, Asphalt, gepflasterter Straße, wie es die Umstände eben gerade ergeben. Und vor allem: Wie schon beim Krafttraining tragen sie ihre Felddienstuniform, Stiefel!

Kondition wird verlangt, die Bereitschaft, sich bis zum letzten zu verausgaben, und der Wille, auch dann weiterzumachen, wenn man glaubt, es geht fast





nicht mehr. Von nun an kommt es beim Härtekomplex aber auch auf gemeinsames Handeln an, auf die Stärke und Geschlossenheit des Kollektivs. Es geht nämlich nicht um Bestzeiten einiger Asse, sondern darum, daß alle Genossen die geforderte Zeit schaffen. Wer länger braucht als fünf Minuten, gilt als ausgefallen, und wenn weniger als 85 Prozent der Einheit die Bedingungen erfüllt haben, hat sie den Härtekomplex nicht bestanden. Da heißt es also, sich gegenseitig zu unterstützen, einem, der schwach wird, auch einmal unter die Arme zu greifen, im wahrsten Sinne des Wortes. Major Heinz Noster spricht aus seiner jahrelangen Erfahrung als Sportoffizier: „Der Härtekomplex hat einen großen physischen Wert für den Soldaten, er hilft aber auch vor allem, ihn zu kollektivem Denken zu erziehen, ihn zur Persönlichkeit zu entwickeln.“

Sich nicht nur für sich allein verantwortlich fühlen, sondern für das Kollektiv, das kann im Krieg für den Soldaten und seine Einheit lebenswichtig sein.





wieder komplettiert. In geschlossener Formation gehen sie auf die Strecke. Das ist der härteste Kanten, der jetzt vor ihnen liegt. Zwei Stunden und zwanzig Minuten für fünfzehn Kilometer – da können sie nicht bummeln oder Verschnaufpausen einlegen. Auch nicht, wenn der Stiefel drückt, wenn Seitenstiche quälen und erst recht nicht, wenn das Kommando „Gas“ kommt. Sie wissen, was das bedeutet. Schutzmaske auf und damit sieben Kilometer marschieren, ohne im Tempo nachzulassen. „Die Einheit hat über die gesamte Strecke geschlossen zu marschieren, gegenseitige Unterstützung ist erlaubt“, heißt es in der Ausschreibung für den Härtekomplex. Noch einmal dazu Major Noster: „Bei der Einschätzung bewerte ich nicht nur die Zeit, sondern auch die



Und noch eine wichtige Erkenntnis des Major Noster hat sicher für alle Gültigkeit: „Der Kommandeur, die Offiziere der Einheit sollten die Abnahme des Härtekomplexes nicht als Sache des Sportoffiziers betrachten, sondern selbst dabei sein. Nicht unbedingt als Aktive, aber doch stets neben ihrer Einheit. Sie können ihre Soldaten anfeuern, auf die Geschlossenheit achten und vor allem: Wann können sie die Soldaten, ihre Einsatzbereitschaft und Willensstärke, ihren

Kollektivgeist besser kennenlernen, als unter diesen harten Bedingungen.“ Aber es soll ja noch besser kommen. Die dritte Hürde ist der 15-KILOMETER-EILMARSCH Mit Stahlhelm, Koppel, Schutzmaske und persönlicher Waffe haben die Genossen nach dem 1000-Meter-Lauf ihre Uniform

Marschdisziplin, die Geschlossenheit der Einheit, und daß es keine Tricks mit der Schutzmaske gibt.“ Gerade hier handelte sich die Kompanie Lenz Minuspunkte ein. Wenn die physisch Starken mehrere hundert Meter vorneweg marschieren, und die Schwächeren sich hinten alleine quälen müssen, ist natürlich der Erfolg des Kollektivs fraglich. Ganz anders die Kompanie Grube, die als dritte am heutigen Vormittag in das Härterennen gegangen ist: einheitlich

und geschlossen vom ersten Kilometer bis ins Ziel! Das Ziel, das ist gleichzeitig die Startlinie für die Härteaufgabe Nummer vier:

STURMBAHN

Nach über drei Stunden körperlicher Höchstbelastungen nun noch über Hürden, den Wassergraben, die Eskaladierwand.

Noch mehr als bisher zeigt sich jetzt, wie wichtig die gegenseitige Hilfe ist – praktisch, beim Überwinden der Hindernisse, aber auch moralisch. „Los, Bernd, nicht schlappmachen, bloß noch 200 Meter und wir haben's geschafft!“

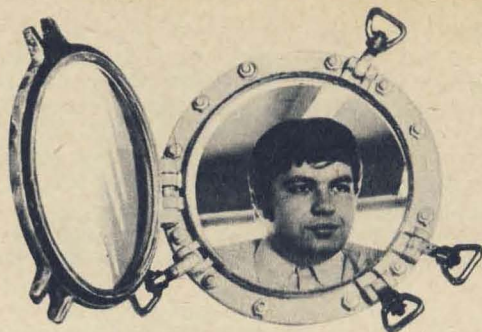
„Bloß“ ist gut gesagt, wird der denken, dem die Knie schon langsam weich geworden sind. Denn jetzt muß er noch einmal die Schutzmaske aufsetzen und zurücksprinten zur Ausgangsstellung – wenn er zum Sprint noch Kraft hat. Nach fünf Minuten muß dort der letzte Mann in Anschlag gegangen sein. . . . Das war's. Na danke. Nein, da hätte ich nicht mitgehalten. Man muß schon im Training stehen. Natürlich wird der Soldat nicht unvorbereitet in dieses Testrennen geschickt. Der Härtekomplex ist ein Teil der intensi-

ven körperlichen Ausbildung der Soldaten. Halbjährlich findet er statt, das erste Mal nach Beendigung des ersten Ausbildungshalbjahres. Und da hat ja jeder bereits einiges an Training hinter sich.

Die Soldaten sind körperlich „fertig“. Aber neben Erschöpfung erkenne ich in den Gesichtern auch Stolz, sich bewährt zu haben, bei dieser Probe der Kraft und Ausdauer, des Willens und der Härte gegen sich selbst bestanden zu haben.

Major Günther Wirth





ein schwimmender Arbeitsplatz...

... auf Stückgut-, Tank-, Erz- und Frachtschiffen
der **HOCHSEEHANDELSFLOTTE DER DDR**
Einsatzgebiete: **ALLE MEERE**

WIR SUCHEN IHRE MITARBEIT ALS:

- | | |
|-------------------------------|------------------------|
| – techn. Offizier (Ingenieur) | – Decksmann |
| – Motorenhelfer | – Steward/Stewardessen |
| – Heizer (gepr. Kesselwärter) | (Facharb. Kellner) |
| – Bäcker | – Stewardhelfer/innen |
| – Koch | – Fleischer |

Wichtig für die Bewerbung:

– Ausführlicher Lebenslauf in doppelter Ausfertigung –
Angabe der derzeitigen Arbeitsstelle mit ausgeübter
Tätigkeit und Beschäftigungsdauer – Nachweis der vor-
handenen Qualifikation (Zeugnisabschriften) – An-
gehörige der bewaffneten Organe und Lehrlinge reichen
ihre Bewerbung bitte fünf bis sechs Monate vor dem
ehrentvollen Ausscheiden aus den bewaffneten Organen
bzw. Beendigung des Lehrverhältnisses ein – Ingenieure
für allgemeinen Maschinenbau, Schiffsmaschinen, Kraft-
werksanlagen fordern Sonderprospekte an.

Wegen Einstellung wenden Sie sich bitte an die für
Ihren Wohnort günstigste **AUSSENSTELLE** in:

1071 Berlin, Wichertstr. 47

701 Leipzig, Am Neumarkt (Pavillon DSH) PSF 950

8023 Dresden, Rehefelder Str. 5

50 Erfurt, Kettenstr. 8 (ab 1. 12. 71)

25 Rostock, Hotel „Haus Sonne“



**ZENTRALES WERBEBÜRO DER
HOCHSEEHANDELSFLOTTE DER DDR**



UNIFORMEN REVOLUTIONÄRER ARMEEN

(Polen III)



11



12



13

11. Schlesischer
Aufständischer
1919-1921

12. Teilnehmer des
„Großpolnischen
Aufstandes“ 1919

13. Dąbrowski-
Kämpfer in Spanien
1936-1939

14. Soldat der Volks-
armee (Armia
Ludowa) 1943

15. Soldat der 1943
in der UdSSR auf-
gestellten „Ko-
ściuszko-Division“



14



15

(Der erste Teil die-
ser Serie erschien im
Heft 12/1970 und
der zweite Teil im
Heft 8/1971)

1		2 E		3 K	●	4 R	5	6 T		7 E		8 I	9 F	●	10		11		12	
	●	R	●	13 A	R	I	E	●	E	●	B	●	14 N	'	N	A	●		●	U
15 G	A	B	F	L	●	16 E	A	A	R	●	17 F	S	S	F	●	18 R	E	G	A	L
	●	S	●	19 K	20 A	21	22	A	●	23 F	R	24 E		●		●			D	
25 N	26 I	E	27 T	●	L	●	28 R	29 O	A	D	E	30 I	L	●	V	●	31 U	32 F		
●		●	33 E	34 I	L	35 E	●	R	●	A	●	D	●	36 P	A	37 A	R	●	●	
38 H	O	B	E	L	●	39 R	40 A	T	41 E	●	42 L	A	43 U	F	●	44 I	G	E	R	
●		●	●	45 L	E	I	D	●	46 R	I	O	●	47 T	E		●	●		●	
48 O	T	49 T	E	●	50 K	A	51 H	N	●	52 B	53 I	R	●	54	55					
●		●	56 O	R	L	A	●	A	●	58 E	●	●	59 D	60 R	A	U	●		●	
61 H	E	62 E	R	●	O	●	63 P	I	64 S	T	65 O	L	66 E	●	O	●	67	68	69 O	
A	●	S	●	70 O	T	71 T	O	●	72 A		●	73 L	74 E	75 A	●		●	Y		
76 F	A	S	A	N	●	77 A	R		●	78 F	B	E	R	●	79				E	
E	●	I	●	80 O	D	R	●	●	●	81 V	A	S	F	●		●		G		
82 R	E	G	E	N	●	83 A					F	N	●	84 R	I	E	S	A		

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Stadtin der UdSSR, 4. Lehre von Vorbereitung und Lenkung großer militärischer Operationen, 10. Dienstgrad, 13. Opernlied, 14. russischer Frauenname, 15. Besteckteil, 16. Nebenfluß der Donau, 17. Rauchfang, 18. Büchergestell, 19. Gewichtseinheit, 21. unbestimmter Artikel, 23. Gestalt aus der Oper „Der fliegende Holländer“, 25. Verbindungsbolzen, 28. Rundbeet, 31. Maß für Sportgeräte, 39. Hast, 36. zwei zusammengehörige Dinge, 38. Tischlerwerkzeug, 39. Teilbetrag, 42. Teil der Handfeuerwaffen, 44. Stern im Sternbild Orion, 45. Kummer, Sorge, 46. südamerikanische Hauptstadt, 47. Bindegewebe, 48. Kleiderschädling, 50. Wasserfahrzeug, 52. Landschaft zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb, 54. Gewebe, 56. Nebenfluß der Saale, 59. Haupt-

fluß Nordalbanien, 61. Bezeichnung für Landstreitkräfte eines Staates, 62. Schußwaffe, 67. französisch: Null, 70. männlicher Vorname, 72. Kurzbezeichnung für technisch begründete Arbeitsnorm, 73. Hauptstadt der Republik Togo, 76. Hühnervogel, 77. Fluß in Italien, 78. Zuchttier, 79. Rohstoff zur Bereitung von Arzneien, 80. Nebenfluß der Labe (Elbe), 81. Blumengefaß, 82. Niederschlag, 83. Inselkette im Indischen Ozean, 84. Industriestadt an der Elbe.

Senkrecht: 1. Teil einer alten Schußwaffe, 2. Hülsenfrucht, 3. Mineral, 4. kleine Deichschleuse, 5. Stimmlage, 6. Stadt in Holland, 7. Flachland, 8. Eiland, 9. tierisches Produkt (Mehrzahl), 10. Währungseinheit, 11. forstliche Fläche, 12. Vertiefung, 20. Nebenfluß des Rheins, 22. Gebirgsstock auf der Insel Kreta,

24. Mädchenname, 26. Atomkernart (Mehrzahl), 27. Getränk, 29. kleine Ansiedlung, 30. weiblicher Kurzname, 31. schweizerisches Kanton, 32. Vorrichtung an Geschossen, 34. Nebenfluß der Donau, 36. Heidepflanze, 38. Zuchtier, 37. armenisch-sowjetischer Schriftsteller, 40. Mädchenname, 41. Hausflur, 42. mündliche Anerkennung, 43. Skulptur am Dom zu Naumburg, 49. Einfahrt, 64. Meeresraubfisch, 53. das Universum, 55. Nebenfluß des Neckar, 57. Senkblei, 58. griechischer Buchstabe, 60. europäische Hauptstadt, 61. Getreideart, 62. Gewürz, 63. Hautöffnung (Mehrzahl), 64. Umgang, 65. Bucht im Süden des Weißen Meeres, 66. Schüler. Zögling, 68. Lob, Lobeserhebung, 69. griechischer Buchstabe, 70. mongolisch-sowjetischer Grenzfluß, 71. Verpackungsgewicht, 74. Stadt in Algerien, 75. Nebenfluß der Fulda.

Auflösung aus Nr. 1

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Heraldik, 5. Oka, 7. Leutnant, 11. Nest, 12. Tein, 13. Oberst, 15. Tat, 17. Egeran, 20. Nadel, 22. Monat, 24. Ebene, 26. Ede, 27. Salbe, 29. Eulen, 31. Eis,

32. Kern, 33. Etage, 35. Stil, 37. anti, 39. Gros, 41. Este, 44. Ampere, 45. Reh, 47. Angina, 48. Saum, 50. Geld, 52. Ines, 54. Etat, 57. Bohle, 58. Gran, 60. Ale, 62. Ilawa, 63. Salem, 64. Ido, 66. Range, 68. Darre, 71. Banat, 73. Gerber, 75. Ise, 76. Asten, 77. Neid, 78. Sais, 79. Lanzette, 80. Ast, 81. Register. — **Senkrecht:** 1. Heine, 2. Abbe, 3. Inseln, 4. Ket, 5. Otto, 6. Atta, 7. Lie, 8. Engels, 9. Naab,

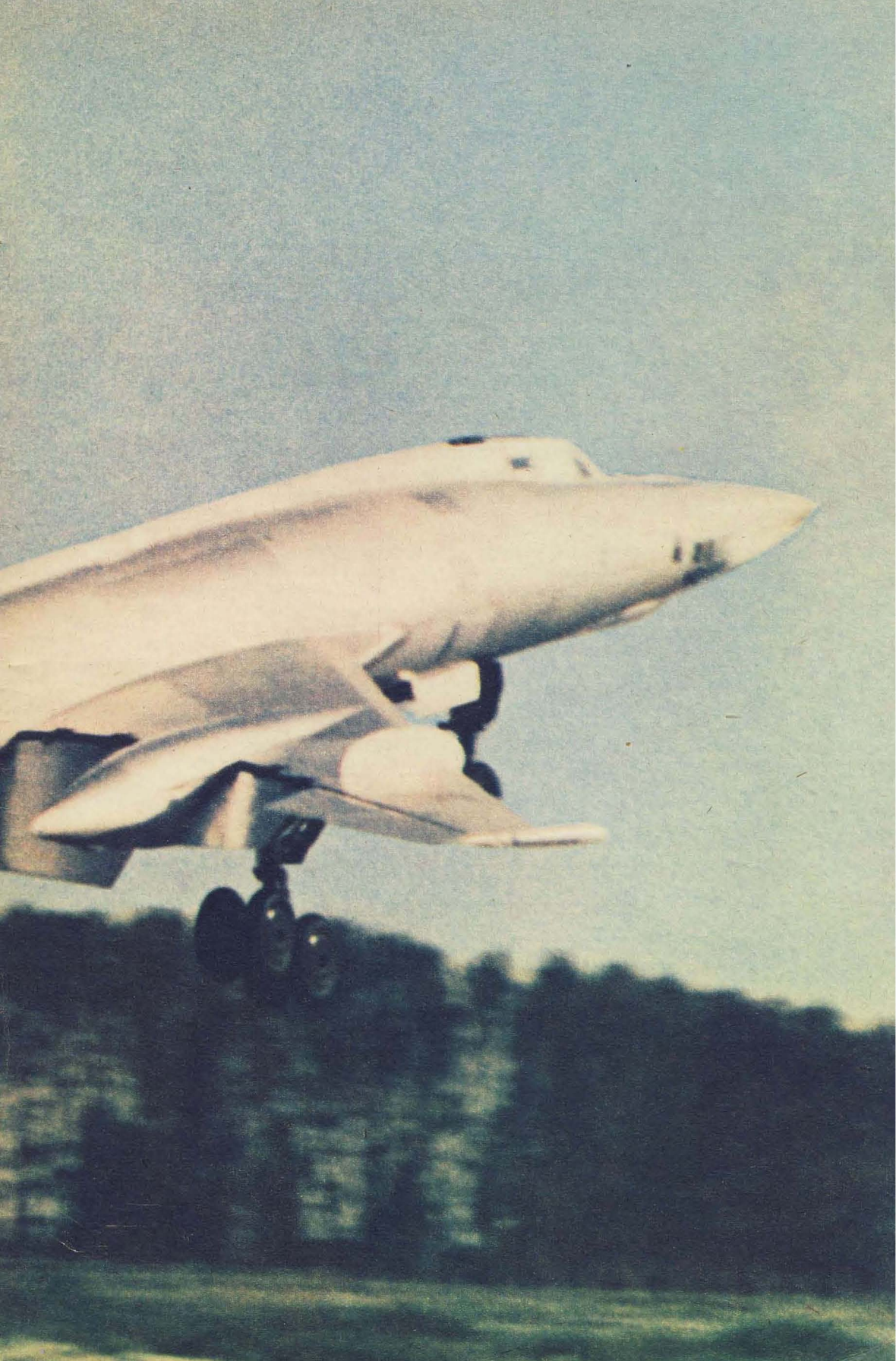
10. Temes, 13. Ode, 14. Else, 16. Anna Seghers, 18. Reni, 19. Nee, 21. Aden, 22. Meer, 23. Tee, 25. Niet, 28. Arsenal, 30. Etageren, 32. Kimme, 34. Tor, 36. Lenin, 37. Aus, 38. Tau, 39. Ger, 40. Rad, 42. San, 43. Ems, 46. Hel, 49. Aula, 51. Lese, 53. Erda, 55. Tier, 56. Talent, 57. Bad, 58. Glosse, 59. Ambe, 60. Artel, 61. ang, 64. Inn, 65. Otter, 67. Geiz, 69. Aida, 70. Rest, 72. Aras, 74. Ree, 76. Air.



TU-22

Fernkampfflugzeug mit zweimal 17000 kp im Heck





BOOTE

Fortsetzung von Seite 56

Rücken werden mir steif. Hol der Teufel das Kribbeln... Unser guter Obermeister aus der Kombüse aber geht über unseren Köpfen, nimmt die Riemen aus den Dollen und dann auch die Dollengabeln selbst heraus...

In der Nacht werden wir stark seewärts abgetrieben. Bei Sonnenaufgang weckt der Obermeister, am Heck stehend, die unter den Bänken Liegenden mit einem Ruder. Wir pullen wieder. Warten wieder aufs Motorboot. Wassiljew weiß doch, daß uns eine Riemendolle fehlt! Eine Stunde vergeht, zwei – kein Motorboot! Wir fahren kaum anderthalb Knoten. Und immer noch kein Land in Sicht. Nichts zu essen. Wir hatten ja nicht damit gerechnet, auf See zu sein. Nur Wasser ist noch da. Die Backbordruderer ruhen sich aus, die Steuerbordruderer sind auch eine halbe Stunde frei. Windstille. Nachtwärme. Kein Regen, kein heulen der Nordost, nichts von rauschenden Wogen, die spitze Riffe eingischen. Windstille, Sonne. Wir rudern und warten auf das Motorboot.

Da zeigt es sich in der Ferne. Anfangs nur ein Pünktchen, doch schon lassen alle die Riemen aus der Hand, und der Koch hebt die Leuchtpistole. Vielleicht hat uns das Motorboot nicht bemerkt. Er ist eine herzensgute Seele, unser alter Dickwanst, versteht sich auf Nudeln nach Flottenart und „Königskrautsuppe“; keineswegs aber auf Ruderwettbewerbe.

Das Motorboot sieht uns. Hält auf uns zu. Schon an die zwanzig Minuten warten wir schweigend auf sein Näherkommen; unser Boot treibt, von unsichtbaren Strömen langsam um sich selbst gedreht, und als uns das Motorboot schließlich

nahe ist und die Fahrt vermindert, sind wir ihm mit der Bordseite zugewandt, und unsere Riemen hängen träge im Wasser.

Auf der Back kommt Schimpa in Bewegung; er macht die Schleppleine frei, auf der er geschlafen hat. Alle Gesichter nehmen einen etwas verlegenen und zugleich zufriedenen Ausdruck an. Das Abenteuer ist zu Ende.

Das Motorboot kommt geräuschvoll, als lasse es große Seifenblasen aufsteigen, an uns heran.

„Maschine abstellen!“ Es ist Wassiljews Stimme, die wir hören. Das Motorboot ist drei Riemenlängen von uns entfernt. „Riemen picken!“ befiehlt Wassiljew.

Vier Riemen steigen senkrecht hoch und erstarren. Das Motorboot kommt leise dicht heran.

„Jemand krank?“ fragt der Kompaniechef.

Wir können nicht verstehen, was mit seiner Stimme ist. Wenn er nur brüllen würde! Warum brüllt er nicht? Wir sind doch Nachzügler! Haben nicht durchgehalten. Können nicht rudern.

„Nein, alle gesund“, sagt der Koch.

„Boot abstoßen!“ befiehlt Wassiljew, und ein Matrose stößt unser Fahrzeug mit dem Haken weg. „Kleine Fahrt zurück!“ sagt Wassiljew halblaut, bückt sich, hebt vom Deck des Motorbootes einen Sack auf und schleudert ihn uns zu.

Das Motorboot fährt ein Stück rückwärts, dreht uns sein Heck zu, läßt hinter sich eine weiße Schaumspur zurück.

Unser Boot schaukelt immer weniger, die hochgenommenen Riemen stoßen blöd aneinander, und der Obermeister kramt in dem Sack, zieht drei Laib Brot und eine Riemendolle heraus.

„Riemen bei!“ befiehlt er, aber nicht sofort.

Die Riemen fahren, jedoch nicht gleichzeitig, in die Dollen.

„Wasser fassen...“

Die Blätter werden ins Wasser gedrückt.

„Zwa-ai-eins!“

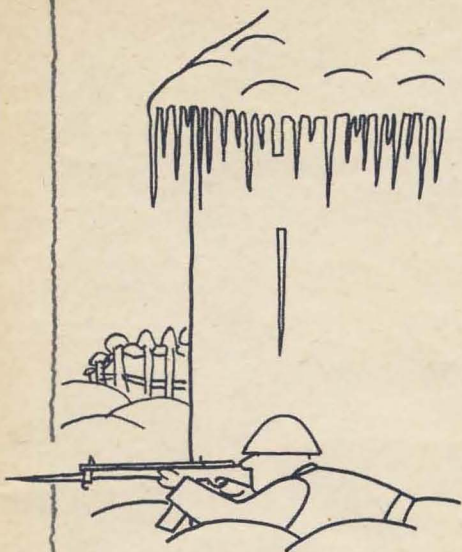
„Zwa-ai-eins!“

Deutscher Militärverlag - Redaktion „Armee-Rundschau“ - Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag - Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postschließfach 7986, Telefon 53 07 61 - Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR - Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radschenko und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cervený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest - „Armee-Rundschau“ erscheint monatlich - Preis: 1,- M - Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion - Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr - Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16 - Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 2 26 27 15, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR - Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 - Gesamtherstellung: Interdruck, Leipzig III/18/97 - Gestaltung: Horst Scheffler

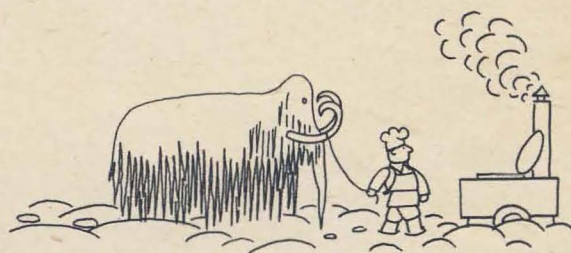
Redaktionsschluß dieses Heftes: 13. 12. 1971

Fotos: Uhlenhut (33), S. 14, 15, 16, 17, 20, 21, 30, 48, 49, 50, 51, 58, 59, 82, 83, 84, 85, 86, 87, Rücktitel; Gebauer (22), S. 8, 9, 10, 11, 12, 13, 38, 39, 72, 73, 74, 75, 76, 77; Gebauer/Uhlenhut (5), Titel, S. 4-5; MBD (1), S. 31; Fleischer (5), S. 33, 34, 35; Hein (4), S. 60, 61; Große (1), S. 71; Lenz (1), S. 70; Körner (1), S. 91; „Sowjetski wojin“ (1), S. 92, 93; Novotny (1), S. 40; Archiv (23), S. 41, 42, 43, 71, 78, 79; Nowosti (1), S. 70; ZB/CTK (2), S. 80, 81; ZB (2), S. 80, 81; ZB/Dr. Kabus (1), S. 81. Die Fotos auf den Seiten 48-51 zeigen die Schauspielerin Heidemarie Wenzel.

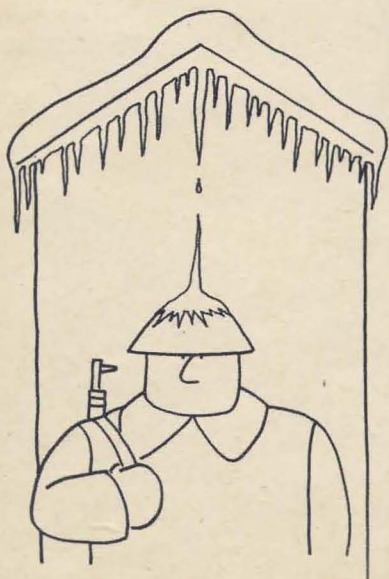




PAUL KLIMPKE



Zapfenstreiche





ARMÉE
Rundschau

31 036